H. G. hum.
129
4c

H. g. hum
129 Fc

Jung, Alex.

<366083143300014

<366083143300014

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Frauen und Männer

oder

über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

der beiden Geschlechter,

ein Seitenstück zu den Vorlesungen über sociales Leben
und höhere Geselligkeit,

von

**Dr. Alexander Jung.**

Königsberg, 1847.
Verlag von Theodor Theile.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS
46. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

„Und jene himmlischen Gestalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.“

Göthe.

Den

# Frauen und Männern

## Deutschland's

gewidmet

in

**treuer Anhänglichkeit**

vom Verfasser.

# Vorwort.

Nur Dreierlei, möchte ich mir erlauben, dieser Schrift vorauszuschicken. Das Erste ist die Bemerkung, daß doch Niemand die Stelle in der ersten Vorlesung, in welcher ich mit Anspielung auf die Frauen bei den Blumen verweile, mir so auslegen möge, als solle die weibliche Existenz auf die bloße Vegetation der Schönheit zurückgeführt werden. Daß dieses eine ungerechte Auslegung wäre, beweist schon der Umstand, daß in der ganzen Schrift gegen nichts mehr geeifert wird, als gerade gegen das Vegetiren des Geistes. — Die zweite Bemerkung ist die, daß ich es mir nicht entfernt einfallen lasse, es könne nicht noch unendlich Besseres über den vorliegenden Gegenstand gesagt werden, als was ich darüber gesagt habe. Es kommt im Folgenden ausdrücklich die Erklärung vor, daß ich gar keinen Anspruch auf das Erschöpfen meines

Gegenstandes mache. Ich habe in aller Bescheidenheit eben nur die Gedanken hier niederlegen wollen, die sich mir über mein Thema zunächst darboten. — Die dritte Bemerkung endlich besteht in dem Geständniß der Freude über das neue Leben, zu welchem Preußen, und gewiß mit ihm Deutschland, seit dem Patent vom 3. Februar erwacht ist. Dieses Leben wird sich zu einer Entwickelung herausgestalten, welche auch für das Verhältniß beider Geschlechter zu einander nur Günstiges herbeiführen kann. — Und so sei denn das hier Gebotene der Aufmerksamkeit, aber auch vor allem der Nachsicht des Lesers aufs Beste empfohlen.

Königsberg in Preußen, den 20. Mai 1847.

**Alexander Jung.**

# Inhalt.

**Erste Vorlesung.** — Einleitung. Gang der Betrachtung. Die Natur in Bezug auf das Verhältniß der Geschlechter. Blumen-Symbolik. Uebergang in die Geschichte. Palästina. Griechenland. Die Mythologie der Griechen und ihre Bedeutung für die Geschlechter. Das Zusammenhandeln von Frau und Mann und der Contrast. Die Gestalten der griechischen Mythologie. Die griechische Antike und die Behandlung des Contrastes in derselben. Jugend und Alter, Weiblichkeit und Männlichkeit. Die griechische Dichtung und ihre Gestalten. Iphigenie. Penelope. Antigone. Der griechische Chor. Das Leben der Griechen. — Die Römer. Rückstand hinter den Griechen. Das römische Weib. Die römische Dichtung. Virgil und Ovid. —

**Zweite Vorlesung.** — Uebersicht des zuletzt Betrachteten. Eintretende Total-Veränderung. Das Christenthum. Rückblick auf die Griechen. Die heilige Familie und die heilige Geschichte. Gestalten der ersten christlichen Zeit. Johannes der Täufer. Die Mutter Jesu. Christus, Johannes der Evangelist. Maria Magdalena, die Büßerin. Das Christenthum und die Sinnlichkeit. Die christliche Malerei. Zusammenfassung jener Gestalten-Gruppe. — Das eigentliche Mittelalter. Die Weltlichkeit. Die Galanterie. Die Dame und der Ritter. Nähere Charakteristik dieser Zeit. Beatrice und Dante. Laura und Petrarka. Die Kirche. Der Mariendienst. Die Nonne und der Mönch. Der Katholicismus. Theodelinde und Gregor I. Heloise und Abelard. Die Transsubstantiation der katholischen Kirche. — Die

neue Geschichte. Die Freiheit. Fortgesetzte Leibeigenschaft. Mannweibliche Gestalten. Katholicismus und Protestantismus. Elisabeth von England. Christine von Schweden. Gustav Adolph. Frankreich. Ninon de Lenclos. Eine Episode von Versailles. —

**Dritte Vorlesung.** — Uebersicht des zuletzt Betrachteten. Deutschlands Charakter. Nürnberg. Nachahmung der Franzosen. Die classische Literatur der Deutschen und ihr Einfluß. Klopstock. Lessing. Wieland. Herder. Göthe und Schiller. Jean Paul. Das Nützlichkeitsprincip, die Sentimentalität und der Tugendstolz. Frauen und Männer von Weimar. Eintretender Contrast. Frau von Stael. August Wilhelm von Schlegel. Der Einfluß von Weimar mit Hinblick auf Rahel und Bettina. Englands Frauen. Frankreich. Eintretende Veränderung nach der Revolution. Napoleon. George Sand. Charakteristik derselben. Ihre Vorzüge und ihre Mängel. Das weibliche und das männliche Geschlecht in dem jetzigen Deutschland. Charakter unserer Zeit. Die Emancipirten. Die Blasirten. Die Enthusiasmirten. Die Isolirten. Bevorstehende Veränderung.

**Vierte Vorlesung.** — Etwaige Beschaffenheit der Zukunft. Charakter der alten Prophetie und Orakel. Unser Verhältniß zur Zukunft in der vorliegenden Erörterung. Uebersicht des in der früheren Vorlesung Betrachteten. Nähere Bezeichnung der Enthusiasmirten und Isolirten in der Gegenwart. Nothwendigkeit einer Reform der geschlechtlichen Verhältnisse. Resultat des bisherigen Kampfes in der Geschichte. Nähere Bestimmung der bevorstehenden Reform. Eigentliche Darlegung der Zukunft. Die Reform der Familie. Die Reform der Schule. Die Reform der Geselligkeit. Schluß.

# Erste Vorlesung.

## Erſte Vorleſung.

Hochverehrteste!

Man kann in der Geschichte nicht selten die Erfahrung machen, daß, wenn in dem Bestehenden ein Hauptmangel erkannt wird, aus dem Versuch, demselben abzuhelfen, eine Verirrung hervorwächst, welche jenen Mangel bei weitem übertrifft. Erst wenn man sich nicht scheut, einzuräumen, daß man sich geirrt hat, erst wenn diese Verirrung, oft mit großen Opfern, weggeschafft worden ist, erst dann tritt eine wahrhafte Schöpfung hervor, welche nun wirklich den erwähnten Mangel tilgt, und von Allen in einem erhöhten Wohlsein genossen wird.

Man hat in neuerer, besonders aber in neuester Zeit, vielfach darauf hingewiesen, daß die Frauen in der Gesellschaft noch nicht ganz die Stellung einnehmen, welche ihnen gebührt. Man hat darauf hingedeutet, daß eine Aenderung in den Zuständen beider Geschlechter höchst wünschenswerth sei. Man glaubte damit einen Mangel erkannt und ausgesprochen zu

haben, wie er thatsächlich bestände. Aber — wie man ihm abhelfen wollte, wie man daran ging, eine erhöhtere Stellung den Frauen zu bereiten, da gerieth man auf einen Irrweg, dessen ganz eigenthümliche Romantik nicht entfernt dasjenige vergüten konnte, was sie dem sittlichen Verhältniß beider Geschlechter raubte, eine Romantik, die aber noch dazu so täppisch war, dasjenige zu tilgen, was den eigenthümlichen Reiz und die unendliche Zartheit der weiblichen Natur ausmacht. Schon der Ausdruck: *Emancipation des weiblichen Geschlechtes* ist ein so plumper, ist ein so unwahrer, daß er den sinnigsten, lieblichsten Schmelz des weiblichen Wesens gleich bei der ersten Berührung völlig zerstört, abgesehen davon, daß er die längst bereits errungene Freiheit des Weibes läugnet, indem er eine Sklaverei behauptet, die wenigstens in keinem civilisirten Lande mehr stattfindet. Die Emancipation der Frauen, wie sie in den letzten Jahren sich in einem endlosen Gerede breit macht, ist eine der Hauptverirrungen des gegenwärtigen Zeitalters, und hat besonders darin ihren Grund, daß man einmal übersieht, wie die schöne Harmonie der Gesellschaft durch den Contrast, durch den Unterschied zwischen der weiblichen und männlichen Natur bedingt wird — wie denn überhaupt keine Harmonie durch bloße Gleichheit zu erlangen ist. — Der zweite Grund jener Verirrung aber ist der, daß man die Gleichstellung des Weibes und Mannes nicht sowohl in den Geist und seine individuelle Berechtigung als viel-

mehr in die Materie und eine bloß materielle Befriedigung der Eitelkeit und der Leidenschaften setzt. So daß denn auch diese vielfach ausgepriesene und mit Recht berüchtigte Emancipation eine Menge Vorurtheile gegen die wahrhafte Gleichstellung der Geschlechter herbeiführte, und ein wüstes Durcheinander im Fortschritt der weiblichen und männlichen Bildung veranlaßte, welches auf's Neue beweisen mag, was für eine Verzögerung des Besseren daraus hervorgeht, wenn man einem wahren, edeln Bedürfniß eine unwahre, schlechte Ausdeutung giebt.

Indem wir uns nun die Aufgabe stellen, zu erforschen, ob in dem ferneren Leben der Gesellschaft noch neue Beziehungen und gebildetere Zustände unter den beiden Geschlechtern möglich seien, und, im Fall sie es sein sollten, worin sie muthmaßlich bestehen, so werden wir uns doch erst den Weg bahnen müssen, um eine solche Aufgabe zu lösen. Wir werden auf diese Weise zugleich erfahren, wie es überhaupt mit der bisherigen Freiheit der beiden Geschlechter, besonders aber des weiblichen, bestellt ist, und ob und worin solche Freiheit einer Weiterführung bedarf. Auch werden wir auf unserem Wege vielfach Gelegenheit haben, vorzugsweise die im Vergleich mit der männlichen, noch immer nicht ausreichend erkannte und gewürdigte, weibliche Natur in ihrer Schönheit in ein helleres Licht zu setzen, um auch daraus Vortheile für unser Thema

zu ziehen. Dabei erlauben Sie mir, Hochverehrteste, die Bemerkung, daß ich es mir nicht beimesse, auch nur entfernt meinen Gegenstand zu erschöpfen, wie denn in der Erschöpfung eines Gegenstandes meistens etwas Unschönes liegt. Zudem weiß ich, wie unendlich viel ich Ihrer eigenen Anschauung zutrauen darf.

Wir gedenken demnach unsern Weg etwa in folgender Weise zurückzulegen.

Wir betrachten zunächst den natürlichen und geschichtlichen Gegensatz, und seine etwaige Aufhebung, zwischen Mann und Weib. Wir müssen anfänglich ganz gegen die Galanterie noch den Mann der Frau vorausgehen lassen, da wir uns hier erst auf dem Gebiete der Natur befinden, wie denn auch in der Geschichte selbst die Galanterie in ihrer schönsten und sinnvollsten Bedeutung bekanntlich erst einer späteren Zeit gehört. Auch ist jenes Verhältniß von Mann und Frau in der biblischen Schöpfungsurkunde, welche die bewunderungswürdigste Vereinigung von kindlichster Naivetät und tiefster Wahrheit enthält, ganz ordnungsgemäß, weil die Kraft, die Energie, immer das Schöpferische ist. So daß in jener Schöpfungsgeschichte denn auch das erste Produkt solcher Kraft wieder die Kraft, nämlich der Mann ist, und erst aus der Kraft die mildere Gestaltung, die Bändigung der Energie, die Schönheit und die Anmuth, die Weichheit und die Zartheit, das Weib, herausgeboren wird. — So sehen wir denn gleich

aus der Natur den Contrast, den Unterschied der Geschlechter, entspringen, den Contrast, von dem wir oben sagten, daß er die Grundbedingung aller Harmonie sei, und wir werden diesen Contrast in der Geschichte immer schärfer, immer artikulirter, immer gestaltenreicher, daher aber auch für den Geist immer bedeutungsvoller hervortreten sehen. Was aber der Natur selbst den Contrast als Gesetz aufdrückt, was sie aus chaotischer Wildheit und Oede zur Harmonie und Gestaltung nöthigt, das gehört nicht hieher, es ist in der Religionsphilosophie zu beantworten, und ich werde es da beantworten.

Den Contrast aber, wie wir ihm hier gleich am Anfange unserer Betrachtung begegnen, werden wir durch unsere ganze Entwickelung hindurchführen. Wir werden in ihm alle Civilisation natürlich, mythisch, künstlerisch schon vorgebildet finden, wir werden ihn schon früh die höchste Vollendung in der Cultur besonders der Griechen erreichen sehen, wir werden aber auch erkennen, wie selbst die grellsten Ausartungen des Contrastes, eben so wie alle Versuche, ihn ganz zu tilgen, immer wieder dahin auslaufen, daß er in den reinsten Contouren hervorkommt, und die Harmonie in immer reizenderen Gestalten ausprägt. Und so werden wir denn weiter wahrnehmen, wie in der Geschichte, und auch in ihr erst nach langen Kämpfen, sich das Verhältniß von Mann und Weib umkehrt, indem mit dem Christenthum die jungfräuliche Knospe der weiblichen Natur in aller Herrlichkeit sich aufschließt, und

jener Cultus, dem Weibe dargebracht, sich eröffnet, den wir in der Galanterie durch alle späteren Zeiten durchgeführt erblicken, indem das Weib nun dem Manne vorausgeht. Aber indem jetzt der Contrast durch Uebercultur und Schwärmerei ausartet, so schreitet das Verhältniß beider Geschlechter erst durch Disharmonie zu einer höheren Schlichtung des Gegensatzes wieder fort. Durch die in der Geschichte sich darlegende, zu weit ausgedehnte Frauenherrschaft, wozu besonders Frankreich im 17 und 18ten Jahrhundert Belege über Belege giebt, wozu aber auch die Throne anderer Reiche, wie das Volksleben selbst, in den verschiedensten Zeiten Beispiele bringen, wird das weibliche Geschlecht wieder in eine viel zu beschränkte Sphäre zurückgedrängt, an die Stelle des geistreichen Intriguenspiels und der Herrschsucht tritt das bloße Nützlichkeitsprincip, die weichliche Sentimentalität und der Tugendstolz, an die Stelle der Frivolität die Prüderie, und das rächt sich denn in neuester Zeit wieder dadurch, daß man in dem Bemühen, die Harmonie wiederherzustellen, in ein viel größeres Unheil, in die mit Recht verrufene, moderne Emancipation des weiblichen Geschlechtes verfällt, indem die Genußsucht des Zeitalters, und das Verkennen des Geistes als eines gemeinsamen in Weib und Mann, die größere Befreiung da suchen läßt, wo sie nimmer zu finden ist, in der Materie und in der Gleichheit der Lebensfunktionen. Aber der im Uebrigen gesunde, praktisch gewordene und auf ein Vorwärtsgehen nach allen Seiten gerichtete

Sinn des deutschen Volkes in der Gegenwart hat bereits seinen Unwillen über die letzte Verirrung in der öffentlichen Meinung laut ausgesprochen. Und so werden wir am Ende, indem wir den Contrast in den Geschlechtern noch einmal erfassen, wie er sich bis dahin immer noch geschärft hat, trotz der versuchten Abstumpfung und Entnervung durch die schlechte Emancipation, zu der dann noch die Blasirtheit hinzukommt, vermittelst des Gegensatzes auf das Gebiet des nächsten Fortschrittes versetzt werden, und, wiefern es jetzt schon möglich sein sollte, einen Einblick gewinnen in die Verwirklichung neuer Lebensbeziehungen und gebildeterer Zustände in dem weiblichen und männlichen Geschlecht. — —

Wir wollten also mit der Natur beginnen.

Die Natur schon hat den Contrast, und führt ihn, wohin wir nur blicken, durch eine unendliche Stufenleiter hindurch. Sie bringt ihre wundervolle Mannichfaltigkeit, sobald sie sich über die Schwere und die Finsterniß des Minerals zum Aether und seinem Lichte erhebt, in dem Wechselspiel der beiden Geschlechter hervor, und erhält diese dadurch von Generation zu Generation.

Am sinnigsten und reichsten finden wir für unsern Zweck die Weiblichkeit der Natur in der Blumenwelt ausgedrückt, wie sich dieses, wie wir gleich sehen werden, sogar in der Geschichte noch geltend macht. Daß in der Pflanze überhaupt, und in ihr zuerst, auch wieder das männliche und weibliche Princip sich vollbringt, geht

uns hier nichts an, sondern wir erkennen die Blume selbst als das schönste, treuste Symbol für die weibliche Natur. Die Sprache ist hier eben so sinnvoll wie die Natur in ihrer Blumen-Symbolik. Auch sagen wir mit Recht eben so Damenflor, wie wir etwa Nelkenflor sagen. Die beliebtesten Blumen benennen wir weiblich, und wo die Männlichkeit sprachlich hervortritt, da könnte man das damit Bezeichnete als das Mann-Weib der Blumenwelt nehmen, welches aber dennoch vorherrschend Weib ist, wie wir entsprechende Charaktere ja auch in der Geschichte vorfinden. Und wie wir in tausend Gestalten der Vegetation, in Gestalten, welche Jahrhunderte überleben, die ungeheure Kraft und die Dauer gewahren, mit denen die Natur hier wirkt, so in dem Gebilde der Blume vorherrschend die Schönheit, wenn auch die Kurzlebigkeit, wie wir ja auch das weibliche Geschlecht vorzugsweise das schöne aber auch das zarte nennen.

Und die ganze Fülle der Weiblichkeit, bis auf alle die kleinen Liebhabereien und Tändeleien und die unendliche Nüancirung der Mode, erschließt sich vor unserm Blick in der Blumenwelt, die Schamhaftigkeit und die Schüchternheit, die Unschuld und die Demuth, aber auch die Pracht und der Luxus, aber auch die Coketterie und die Sprödigkeit, denen nur Bewußtsein fehlt, um hier die Eitelkeit und den Wetteifer der Gefallsucht in ihrem ganzen Hofstaat zu erkennen.

Und suchen wir zu dieser Weiblichkeit der Blumennatur

das männliche Princip, so ist es droben der Sonnengott, der jeder Blume, als meinte er nur sie, im Lichtstrahl den Liebespfeil zusendet, damit sie noch farbiger erglühe, als bisher, wie ja die Farbe der Blume im Lichtstrahle selber vorhanden ist. Als wäre hier in orientalischer Ueppigkeit (da der Sonnengott ein Sohn des Morgens ist) ein ganzer Harem ausgestellt, so stehen diese Schönen der Natur, die Blumen, tausendfach gruppirt und geschmückt, und warten, daß der Gott sie besuche, und wenn sie auch thun, als warteten sie seiner nicht, so warten sie seiner doch; und jede trägt ihren eigenen Geschmack und ihre eigene Schönheit zur Schau, und haucht den Duft ihrer Anmuth aus, und buhlt, um den Gott zu necken, seine Eifersucht zu entzünden, mit der Luft, und die Luft buhlt wieder mit ihr, aber dennoch meint die Schöne keineswegs die laue Luft, sondern den glühenden Sonnengott.

Aber die Sensitive erzittert dennoch prüde vor jeder Berührung, und erschrickt in sich zurück. — Ja die Tulpe selbst, die ausgemachteste Cokette von allen, schüttelt verneinend das Haupt, und wendet spröde und doch sehnsüchtig ihren Fächer der Sonne zu, als wollte sie den Strahlen-Regen von sich abhalten, welchen der Gott vom Himmel ihr sendet, und sie krümmt, vom Luftzuge bewegt, ihre Blätterwölbung zu einem Korbe zusammen, als wollte sie dem Sonnengott selber den Korb geben. — Und auch die Narcisse wiegt sich in ihrer Eitelkeit, und thut dennoch schon ordentlich mütterlich altklug, und

der Schmetterling saugt an ihrem Blatt, und sie schaukelt das liebliche Kind in leiser Bewegung, als wollte sie es nicht stören, in ihrem Kelche wie in einer Wiege, aber dennoch, obwohl sie wie eine Mutter thut, sieht sie nach dem Spiegel des Baches, um zu sehen, wie schön sie immer noch ist. — Aber die Sonnenblume, nicht weit davon, ist nicht spröde und ist nicht versteckt, sondern sie ist offen in ihrer Liebe und aufrichtig, sie schaut aufwärts zum Lichte, daß alle Welt es sehen könne, wen sie liebe und wie sie liebe. — Und nun gar die Rose, sie ist vollends frei, wie es scheint, von Verstellsucht und Coketterie, sie ist ja souverain, und sonnt sich in ihrer eigenen Majestät, und erglüht nicht vor Scham, sondern ihr Roth ist das Roth der Könige, in dem auch sie als Königin geboren worden; und dennoch ist auch sie nicht frei von Eitelkeit und weiblicher List bis auf das Nadelgeld, welches wir bezahlen müssen, indem wir ihre Dornen erst wegbrechen, um zu ihrer Schönheit zu gelangen. — Und zuletzt erscheint noch das Mann-Weib, der Epheu, und doch so sehr noch Weib, daß Hingebung und Anschmiegung an das Starke, an die Kraft, seine Natur ist, so daß er sich auch hinaufrankt zum Himmel, als wollte er ihn erreichen und festhalten.

Ja, in den Blumen lieben und hegen die Frauen ihre eigenen Abbilder und Ebenbilder, ihre Doppelgänger, und wie die Metamorphose zumal in der Pflanzenwelt ihre Werdelust ausübt, und wie uns dasjenige, was hier eigentlich wird, in

immer neue und zartere Formen entschlüpft, so liebt auch das weibliche Geschlecht vor allem die Verkleidung, und liebt es besonders in der Geselligkeit, sein neckisches Spiel damit zu treiben. Wenn man aber mit Recht gemeint hat, daß gebildete Frauen vorzugsweise ein entscheidendes Urtheil zu fällen wüßten in Sachen des Geschmacks, so treffen auch in der Kritik die Frauen wieder mit den Blumen zusammen, die sie als Preis an den Würdigen vertheilen. Wo im siebzehnten Jahrhundert die Poesie der Deutschen in die Galanterie des Schäferdienstes hineinspielt, da ist es wieder die Blume und zugleich das Tändeln mit der Weiblichkeit, was sich in dem gekrönten Blumenorden oder in den Pegnitz-Schäfern bekanntlich herausstellt. Und in der That ist eine Blume, von einem weiblichen Wesen gespendet, der schönste und bedeutungsvollste Orden namentlich für einen Dichter, wie denn auch Jean Paul, der feinste Kenner der weiblichen Natur, der selbst wieder so innig gehegt worden von den Frauen seiner Zeit, auf einem der gelungensten Portrait's sinnvoll eine Rose am Knopfe trägt, welches Angebinde die dichterische Doppelbeziehung der Blume auf das Weibliche und des Weiblichen auf die Blume gar lieblich ausspricht. Und wenn sich in einer der letzten Perioden unserer vaterländischen Literatur die Romantiker der Weiblichkeit zuneigen, um der Natur und dem Weibe alle ihre Liebkosungen darzubringen, so suchen sie sehr bedeutungsvoll die blaue Blume, sie ist ihnen gleichsam das vollendete Weib, wie

denn auch später die Simonisten in Frankreich in ihrer religiösen Romantik ebenfalls das Weib in seiner Vollendung suchten, freilich in einer weniger zarten Bedeutung. — Ja so sehr sind Frauen mit Blumen verwandt, oder stehen doch wenigstens mit ihnen in Sympathie, daß sie all' ihren Stolz und all' ihre Anspruchslosigkeit, all' ihren Geschmack und all' ihre geheimsten Gefühle, ihre Anerkennung und ihre Huldigung, ihre Treue und ihren Verlust, ihre Freude und ihre Trauer durch Blumen ausdrücken. Sie sticken Blumen und schmücken sich mit Blumen, und wäre es, in Ermangelung der ächten, mit künstlichen Blumen. Vollends aber die Seligkeit der Liebe ist viel zu geheimnißvoll und zu zart beim weiblichen Geschlecht, als daß Mädchen die Sprache der Zunge oder der Feder dafür wagen sollten, da selbst der leiseste Ton und der feinste Strich ein zu lautes und deutliches Geständniß wäre, und sie wählen die — Blumensprache. Und die Braut trägt den Myrtenkranz zum Altare, und noch die Matrone bewahrt ihn als ein Heiligthum auf, und jeder Geburtstag wird mit Blumen gefeiert, und selbst wenn man den Sarg in die Grube senkt, so haben die Frauen ihn mit Blumen umwunden, und haben dafür gesorgt, daß man ihn an Blumengewinden hinabläßt, und Blumen werfen sie noch nach dem geliebten Todten, und pflanzen Blumen auf den einsamen Hügel. —

Aber wir wenden uns jetzt in ein ganz anderes Gebiet,

um durch dasselbe aus der Natur in die eigentliche Geschichte zu gelangen.

Was in den Reichen des Orients in der frühsten Zeit für die Gleichstellung der Geschlechter zu erwarten sein wird, das braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Die Verfassung eines Volkes bringt zuletzt immer ein stehendes, geistiges Klima für das innere und äußere Gedeihen der Männer und Frauen hervor, welches eben so unabänderlich wirkt wie die physische Temperatur auf die Vegetation. Daher finden wir denn auch gleich, wo die Verfassung würdiger und freier sich fortbildet, wie unter dem reinen Jehovadienst bei den Juden des alten Palästina, für die Frau dem Manne gegenüber eine Anerkennung, welche das weibliche Wesen zu einer ganz eigenthümlichen Anmuth gedeihen läßt, von der man nicht weiß, ob man ihre Züchtigkeit und Haltung, oder ihre Unbefangenheit mehr bewundern soll. Die Werbung des Elieser um Rebekka am Brunnen für Isaak, im alten Testamente, ist ein so farbensattes, vollendetes Gemälde, daß es dem Familienleben aller Zeiten als ein Kleinod aufbewahrt werden wird, und man sieht von hier aus schon mit glaubensvoller Erwartung, in geschichtlicher Perspektive auf den Segen Gottes, welcher aus einem solchen Geschlechte für die Menschheit hervorgehen sollte.

Wie nun das altjüdische Volk in Männern und Frauen einzig in seiner Art ist für den unerschütterlichen Glauben an den überweltlichen Gott, der es führt in alle Geschicke, und

wie es den Geist stets aufrecht erhält zu dieser Erhabenheit Gottes, so daß in so aufrechter Stellung, im Feuer des Orients noch dazu, auch die Leiber in einer gewissen Ueppigkeit gedeihen; so giebt es ein anderes Volk, welches wieder darin einzig ist, daß es den Geist in Bezug auf das rein Menschliche, in Bezug auf seine irdische Umgebung, daß es die menschliche Intelligenz in allem, was sie zu fassen und zu formen vermag, in classischer Vollendung, und zwar nicht bloß für's Dichten und Denken, sondern auch für's unmittelbare Leben, nach dem Vernunftgesetz, maßvoll und künstlerisch entwickelt. Dieses Volk sind die Griechen.

Wenn nach einer seltsamen Beschaffenheit der menschlichen Natur der Zweifel oft in dem Grade lebhaft in uns wird, als der Gegenstand an dem wir zweifeln, uns ein heiliger, uns Bedürfniß ist, so der Zweifel an Gott, so der Zweifel an der Gegenliebe eines von uns geliebten, menschlichen Wesens; so könnte unter allen Geschichts-Zweifeln der, ob ein solches Volk wie die Griechen denn auch wirklich existirt habe, am natürlichsten befunden werden. Ein solches Ideal-Volk, welches im Dichten und Denken Meisterwerk an Meisterwerk reiht, welches aber auch das Reale, das Praktische, das Vollendete der Ausarbeitung, das Sinnlich-Fertige durch jede Körperbewegung, durch den kleinsten Handgriff verräth, ein Volk, welches alles Dingliche, Raum Erfüllende, vom Gebäude des Odeums bis zur kleinsten Spange am Gewand einer Frau,

mit einem Geist ausformt, als sei in jedem Dinge ein Gott zur Welt gekommen, ein solches Volk hat ebenfalls seine ganz aparte, göttliche Sendung auf Erden, ein solches Volk mußte an Götter glauben, weil es sie selbst verfertigt hatte, weil es überall von ihnen umgeben war. —

Ja, die Griechen haben außer den großen, herrlichen Gedichten ihrer Literatur noch ein anderes großes Gedicht, ein episch-dramatisch-satirisches hervorgebracht, welches noch lange nicht genug durchdrungen ist, welches den Geist in seiner Gleichberechtigung unter den Geistern schon eben so feststellt, wie dieses die spätere Geschichte der Griechen nur weiter ausgeführt hat; dieses große Gedicht ist die griechische Mythologie.

Die Mythologie bezeichnet bei den Griechen den eigentlichen Uebergang aus der Natur in die Geschichte, und wiederum zurück aus der Geschichte in die Natur. Daher sehen wir denn auch auf den ersten Bildungen griechischer Plastik den schon halb und oft vortrefflich ausgearbeiteten Oberkörper unten in ein Thier oder gar in ein pflanzen- oder mineral-artiges unbestimmtes Etwas, in einen Klotz, in einen rohen Stein endigen. Der Rumpf endet in einen Stumpf, die Kunst der Oberwelt, der menschliche Kopf — dieses höchste Kleinod der Materie — läuft noch in das unterweltliche Chaos, in die dumpfe Massenhaftigkeit aus. Und höchst interessant ist es, wie diese Metamorphose, welche in der Plastik aus der Kunst in die Natur zurückspringt, auch wieder als eine Art Strafe,

als Verdammniß, in der Mythologie fortspielt, indem die Lieblinge der Götter, wenn sie diese beleidigt, in das Pflanzenhafte, Mineralische verwandelt werden. So daß diese Metamorphose der Mythologie, als halbgeschichtlicher Vorgang, in die Metamorphose der Pflanze wieder zurückschlägt. Auch dies bestärkt unsre Behauptung, die griechische Mythologie bezeichne die Wechselwirkung von Natur und Geschichte. Es ist daher vielleicht das Beste, wenn es auch eine Geburt des Zufalls sein sollte, an einem mythologischen Handbuche der bekannten Frau von Genlis, daß sie die Götter und Göttinnen mit Arabesken umgiebt. —

Was ist es nun aber, was uns bei unserm Thema ganz besonders die Mythologie der Griechen betrachten läßt? Es ist hauptsächlich eine merkwürdige Eigenthümlichkeit derselben, die unseres Erachtens noch nirgend beachtet worden ist, nämlich die, daß die weibliche Natur in ihr verhältnißmäßig schon dieselbe Anerkennung findet wie die männliche, und zwar deßhalb weil der Geist schon als eigentliches Wesen des Menschen in der Mythologie der Griechen geahnt und angestrebt wird, so wie, daß der Geist das Geschlechtslose in bewußter Potenz, die ewige Erhabenheit über den Unterschied der Geschlechter ist.

Nun ist oft gesagt worden, und es ist auch etwas Wahres daran, daß die Alten die Frau weit hinter den Mann zurückgestellt hätten. Aber, wie es gewöhnlich gesagt und geglaubt

wird, so ist es in der That ganz ungegründet. Zumal bei den Griechen. Wie hätten auch die Griechen eine solche Bildung erreichen, wie hätten sie die schöne Menschlichkeit so vollständig und classisch darstellen können, wenn sie nicht schon die Liebenswürdigkeit und die Würde, wenn sie nicht schon den ganzen Schmelz und das ganz eigenthümliche Element des Weiblichen, bis in's feinste Seelengeäder hinein, gekannt hätten?

Und was nun die griechische Mythologie noch außerdem für uns so besonders wichtig macht, das ist dasselbe, was wir oben schon an der Natur hervorgehoben, was wir als den fortgehenden Grundzug in der Bildungsgeschichte bezeichnet haben, was auch in der Gleichstellung der Geschlechter im Geist unveränderlich das Wirksame, das Förderndе sein wird, nämlich — der Contrast. Die griechische Mythologie ist voll der reizendsten, der sinnreichsten Contraste. Und dies beides zusammen: das Zusammenhandeln von Frau und Mann, die durch ein ganzes Drama zur Anerkennung gebrachte Gleichberechtigung der beiden Geschlechter, und die holde Verschlingung und Trennung der Contraste macht die Mythologie der Griechen zu einem so unerschöpflichen Quell für die Kunst, für das Leben.

Die griechische Mythologie enthält schon alle Gestalten, welche in der späteren Existenz des griechischen Volkes zur Wirklichkeit kommen, im Cultus wie in der Kunst, in der Wissen-

schaft wie im Leben. Ja in dem Intriguen-Spiel der Götter, in diesen ewigen, oft so anmuthigen, aber auch so ränkevoll ausgesponnenen Liebeshändeln, in diesem Bürgerkriege, der unter den Göttern und Göttinnen selber, wie in der Geschichte des griechischen Volkes, geführt wird, ist in jenem Gedichte der Mythologie das Element schon herausgekehrt, welches einst das schöne Griechenthum aufzehren sollte, und eben so gut die Freiheit des griechischen Staatenlebens wie die griechische Cultur in seinem Schoße begräbt. Episch beginnt dieses herrliche Gedicht der Mythologie, und dieser erste Theil spiegelt sich dann in der geschichtlichen Zeit im Homer am vollendetsten ab. Dramatisch und oft tragisch-dramatisch nimmt es seinen Fortgang, und findet in der geschichtlichen Zeit seinen reinsten Charakter in Sophokles. Aber schon geht die Tragödie des mythologischen Götterprocesses in die Komödie über, wie in der Geschichte Aristophanes bezeugt. Zuletzt jedoch endet unser Gedicht gar satirisch, wofür wir im historischen Gebiet, wenn auch spät, Lucian mit seinen Göttergesprächen anführen können. Aber in all' dem, in der ganzen, griechischen Mythologie — und das ist das Merkwürdige — spielen die Göttinnen eben so mit wie die Götter, und zwar spielen Beide das geistreichste, ja das jovialste Spiel, zum besten Beweis, wie durch den Geist, und durch die plastische Ausprägung desselben in der Gestalt, die weibliche Natur hier bereits freigestellt ist.

Zeus ist besonders darin höchst bedeutend, daß er in seiner schönen Beschlossenheit zwar die Macht, aber doch nur die maßvolle Macht ist. Daher ist er der herrlichste Vorwurf für die Kunst. An der Beschränkung erkennt man auch den Meister des Götterhimmels. Dies Maßvolle seiner Macht, ungeachtet der ausdrucksvollsten Allkraft in der schönsten Muskulatur seines männlichen Körpers, in den dräuenden Augenbrauen, in dem Blitze des Blickes, ja in dem Blitze des Blizzes, der in seiner Hand ruht, während der Adler — selbst König — scheu zu seinen Füßen sich schmiegt, ich sage: dies Maßvolle seiner Macht wird ihm schon dadurch aufgeprägt, daß er das Schicksal über sich hat. Zeus steht unter dem Gesetz, nicht über demselben. Er ist ein constitutioneller Götterkönig. Denn gerade weil auch die anderen Götter unter dem Schicksal stehen, so beherrscht er in ihnen ein constitutionelles Göttervolk. Und weil Zeus eben der Herrscher und Vater eines ganzen, eines freien Volkes ist, so ist in ihm auch das männliche und weibliche Princip gleichmäßig gehegt und gepflegt, so sehr, daß Athenens gedrungene Gestalt aus seiner Stirn hervorspringt. Das Weib kommt hier, weil es schon eine spätere Schöpfung ist, aus dem Sitze der Intelligenz, aus dem Gehirne hervor, während es in der Urschöpfung, da wir uns in ihr erst auf dem Gebiete der Natur befinden, aus der stärkeren Sinnlichkeit, aus der Rippe des Mannes hervorgeht.

Was aber in dem Zeus oder Jupiter — ich beziehe mich des Folgenden wegen hier absichtlich schon auf die Römer — vor allem charakteristisch sein dürfte, ist dieses, daß er nicht bloß kräftig bis zum Zorn und maßvoll bis zur Rathbedürftigkeit ist, sondern in ihm wohnt auch die heiterste Laune, der aufgelegteste Scherz. Dies Joviale des Zeus — wie der Name schon sagt — ist seine Natur, ist der Vaterzug, den fast Alle zumal die Göttinnen von ihm geerbt haben. Dieser Vaterzug der Jovialität geht daher auch durch die ganze griechische Mythologie hindurch, und bewirkt eine besonders beliebte Temperatur in den Göttergelagen.

Es ist erstaunenswerth, wie die Griechen das weibliche Wesen, vom tiefsten psychologischen Geheimniß, mit allen Vorzügen des weiblichen Charakters, bis zur ganzen Breite der sinnlichen Existenz, bis zum tändelnden Spiel mit blankem Geschmeide, in der Mythologie bereits belauscht und gestaltet haben. Des Weibes Klugheit und Standhaftigkeit, worin sie oft den Mann übertrifft, ihre Treue und Untreue, ihre Haltung und Leichtfertigkeit, ihre Herrschsucht und Hingebung, ihre Zuversicht und Schwachheit, ihre Schönheit und Anmuth, ihr Toilettenspiel bis zum kleinsten Schmuckkästchen, die Kunst und Magie der geschmackvollsten und genialsten Costümirung, durch Verschleierung und Enthüllung nüancirt, alles ist hier in fertigen, in handelnden, in reizenden, in ewigen Gestalten ausge-

arbeitet, und zwar so, daß in all' dem das Verklärende der Geist, nicht bloß die Sinnlichkeit der Schönheit ist.

Dieser Geist der griechischen Schönheit, der sich in schönen Gestalten, in schönen Bewegungen und am vollkommensten in schönen, in sinnvollen Reden offenbart, ist es, in dem Göttinnen wie Götter athmen und weben, in dem sie gegen einander frei sind, ja, es kann nicht ausbleiben, wie darin wieder die jovialste Ironie liegt, daß, der weiblichen Zungenfertigkeit gemäß, Göttinnen oft die Götter in gewandter, kluger Redewendung bei Weitem überflügeln.

Diejenigen weiblichen Gestalten der griechischen Mythologie, in welchen es am lebhaftesten sich darstellt, daß von dem Griechen das Weib dem Manne gegenüber frei gelassen ist, ja die den Gott oft überragen, und durch den Erfindungsgeist ihrer Liebenswürdigkeit, Verständigkeit und List oft besiegen, sind besonders Here, Aphrodite und Athene. In der letzten Gestalt, in Athenen, geht die Freiheit der Bewegung sogar schon in die männliche Lebensfunktion über, indem Athene nicht bloß mädchenhaft zart, sondern auch mannhaft unternehmend, nicht bloß weise, sondern auch tapfer, und in der Tapferkeit sogar ausübende Kriegerin ist. So daß die moderne Schwärmerei, das weibliche Geschlecht solle auch männliche Lebensfunktionen üben, hier im Mythos schalkhaft bereits angedeutet liegt. Und so anerkannt ist in der griechischen Mythologie die weibliche Natur in ihrer Ebenbürtigkeit, in ihrer geistigen Gleichberechtigung mit

dem Manne, daß die genannten Göttergestalten, besonders Athene, auch an dem Rathe der anderen Götter Theil nehmen, und auf Zeus den letzten, entscheidenden Einfluß üben.

Und wenn man nun die schönste Gruppe dieser Freistellung und Gesellung der Götter und Göttinnen sehen will, und doch so geordnet, daß, wie es im Hauswesen sein soll, der Mann der Chorführer ist, so sind es Apollo und die Musen, als Vorsteherinnen der Künste, als Genien der Dichter. Welche Anerkennung und rechtmäßige Hochstellung ist in den Musen, denen sich dem Geiste nach die Charitinnen anschließen, für alle Zeiten den Frauen zu Theil geworden! Eine Hochstellung, die in der Wirklichkeit freilich noch lange nicht genug ausgeführt worden ist. In diesen Gestalten des ewig heitern Götterhimmels, in Apollo, den Musen und Charitinnen, eröffnet sich uns schon der Gesichtskreis für ganz neue Lebenszustände unter dem männlichen und weiblichen Geschlecht, welche die Zukunft in's Dasein rufen wird, rufen muß. Und wie vieler sonstigen, mythologischen Bildungen weiblichen Geschlechtes, der anderen Hauptgöttinnen nicht einmal zu gedenken, wäre hier noch zu erwähnen, um die zarteste und tiefste Auffassung und Würdigung der weiblichen Natur von Seiten der Griechen in ihrer Mythologie zu veranschaulichen: der Hebe, der Eos, der Pandora, der Nemesis, der Psyche im Bunde mit Amor.

Wie wir aber oben sagten, die Mythologie stehe mit der Geschichte nach der einen und mit der Natur nach der an-

deren Seite in Wechselwirkung, so erhellt das Letzte auch aus der sonstigen Eigenthümlichkeit der Götterbeschaffenheit. Während die griechischen Götter doch eigentlich Menschen, wenn auch erhöhete Menschen sind, so springt ihre Lebenseinrichtung doch auch wieder höchst merkmürdig völlig in die Natur zurück, und zwar in das Insektenartige, ja in den Pflanzensaft, indem die Götter in ihren Adern bekanntlich statt des Blutes Ichor haben, worunter die Griechen eine weißliche Feuchtigkeit verstanden.

Wie wir nun früher den Contrast als das Bleibende und stets zu Cultivirende in der Entwickelung der beiden Geschlechter erkannten, damit diese zu immer höherer Gleichstellung im Geist, und vor allem zur lautersten Sittlichkeit gelangen, so sprachen wir den Reichthum an sinnreichen und reizenden Contrasten der griechischen Mythologie ganz besonders zu.

Die rosige Eos liebt den jungen Tithon. Aber sie hat vergessen, ewige Jugend für ihn zu erbitten. Auch bleibt sie selbst in ewiger Lebensfrische. Er indessen versinkt immer mehr in das eisgraue, zusammenwelkende Alter. — So ist auch Hermes der Gott der Kaufleute. Der ächte Kaufmann aber ist auf Eigenthum und Rechtlichkeit gegründet. Hermes jedoch ist auch zugleich — wieder schalkhaft genug — der Gott der Diebe. — In Pan gewahren wir einmal den Gott der Hirten. Also einen Gott, in dem sich das Kleinleben der Idylle herausstellt.

Und dann ist Pan doch auch wieder der Gott des Naturalls, der Gott des unendlichen Alllebens. — Persephoneia, die Tochter der Demeter, gewohnt auf sonnigen Blumenpfaden mit heitern Gespielinnen zu wandeln, wird die Gemahlin des finstern Ades, der in der schwarzen Nacht der Unterwelt über Schatten herrscht. — Athene, die Tochter des Donnerers selbst, die Göttin mit den blauen Augen, mit dem schönsten Lockenhaar, hat die Eule mit dem furchtbar glotzenden Blicke und der ungethüm häßlichen Befiederung zum Lieblingsvogel, und man könnte hier, wollte man einmal das Burleske in das Antike hineinspielen lassen, wollte man das Griechisch-Sinnige mit dem Germanisch-Derben verbinden, wiefern Athene die Göttin der Weisheit, und die Weisheit den Spiegel der Selbstbetrachtung vorhält, den erwähnten Mythos einen antiken Eulenspiegel nennen. — Dann aber vor allem die Erzählung von Aphroditen. In ihr häufen sich die Contraste. So sprechen die Alten oft rührend von der Oede, von der Unwirthlichkeit des Meeres. Aber die Oede gebiert dennoch die Liebe, und die Liebe ist doch das Geselligste des Geselligen, denn es gehen aus der Liebe alle Gestalten hervor. Aphrodite wird aus der Oede, aus dem Schaume des Meeres geboren. Und so schwebt schon hier der schöpferische Geist der Liebe über den Wassern, denn es giebt auch eine Venus Urania. Diese schaumgeborene Aphrodite ist hier das griechische Feuer, welches nimmer gelöscht wird, und welches schon vor seiner Er-

findung in anderem Sinne, sogar auf dem Wasser noch brennt, und unermeßliche Verwüstungen im Leben anrichtet. Aber dieselbe Aphrodite, die Schönste der Schönen, heirathet den Häßlichsten der Häßlichen, den lahmen, von der Esse seiner Schmiede beräucherten Hephästos. Der schneeweiße Schaum des Meeres und der kohlschwarze Ruß des Schornsteins kommen hier zu einander, und dieser Contrast zieht sich wieder wie ein neckisches Spiel in der geschlechtlichen Verbindung durch alle Zeiten hindurch, denn wie oft sehen wir nicht die anmuthigste, weibliche Gestalt am Arme des plumpsten Mannes und umgekehrt. — Und so hebt sich endlich der Wohnsitz der seligen Götter, der sonnige Olymp selbst, im schärfsten Contrast ab von der schwarzen Nacht der älteren Mythologie. —

Finden wir nun unsrerseits in der griechischen Götterlehre bereits die gegenseitige Freistellung der beiden Geschlechter, und setzt sich das alles, und zwar in noch größerer Reife der Gestaltung, in der griechischen Kunst wie im Leben, in den verschiedensten Richtungen fort, so ist damit allerdings doch der letzte Rest von Barbarei, dem selbst die Griechen gegen das weibliche Geschlecht in gewissen Fällen noch unterlagen, keineswegs geläugnet. Aber die Griechen ließen sich eine solche Abirrung von der Humanität immer nur mehr im Politischen, im Kriegerischen zu Schulden kommen, so wie ja auch der Ausdruck Barbaren nur den politischen Gegensatz zu ihrer eige-

nen Nationalität ausdrückte, indem sie die Nichtgriechen damit bezeichneten. —

Höchst wichtig aber ist in der weiteren Fortbildung des männlichen und weiblichen Princips bei den Griechen die Art, wie sie in ihrer Kunst eine Aufhebung des Contrastes beider Naturen ausführten, ohne den Contrast selbst zu zerstören. Dies ist jenes unnennbare Etwas, jener Hauch, jener Duft eines ewigen Liebreizes, den wir auf so vielen antiken Kunstwerken, und noch dazu also körperlich, plastisch dargestellt finden. Die Jugend vermählt sich hier in einer und derselben Gestalt einem gewissen Alter. Das harmloseste Kindestündeln gesellt sich der Weisheit des Mannes, das Weiche dem Starken, das Weibliche dem Männlichen, das Mädchenhafte dem Knabenartigen, und aus beiden Elementen springt unter der Hand des Meißels ein, selbst im Leiden noch seliger Gott in Menschengestalt hervor. In antiken Schöpfungen solcher Art kommt daher die griechische Plastik bereits ganz nahe an die Grenze des Christenthums, wie dieses im bloß Idealen in der Philosophie des Platonismus der Fall ist.

Ein Freund — der aber nie in Frankreich gewesen — theilte mir vor Kurzem mit, er habe häufig auf dem Gesichte französischer Männer diese Verschmelzung beider Geschlechtselemente gefunden. Ich habe mich nie bei Franzosen davon überzeugen können. Denn, was ich davon hätte wahrnehmen mögen, war eben nur ein matter, bloß romanischer Reflex

von dem Angedeuteten, welcher also ursprünglich den Römern gehörte, wie er etwa dem Kundigen in der reizenden Gestalt des Antinous einleuchtet. Aber — wie ganz anderer Art ist das, was wir so eben den Griechen in der Antike zuschrieben! —

Die Gestalt tritt hier, ob Apollo ob Fechter, ob Gott ob Mensch, vor uns hin, in Haltung, in Vorwärtsstrebung, in Ruhe, in Bewegung, in der ganzen Muskulatur, von der Fußspitze bis zum Scheitel, voll gesunder, kampflustiger, siegesgewisser Rüstigkeit. Es ist der Mann auf dem höchsten Gipfel seiner Energie. Aber von der gewölbten Stirn sprüht eine Denkkraft, ein selbstgewisser Ernst, eine Freiheit mitten im Verhängniß, welche schon das ganze Menschenleben bewältigt und hinter sich zu haben scheint, aber dennoch vielmehr auf klarer Höhe darüber steht. Und dennoch zuckt aus den Lippen ein weiches, mädchenhaftes Lächeln, und zieht sich nach der Wange, nach dem Nacken hin; so daß wir, indem wir das Gesicht im Profil sehen, nur Weiblichkeit, nur Jugend schauen, mit einer Anmuth angethan, mit einem Liebreiz erfüllt, welche die Sehnsucht blitzartig in uns zünden, um diese Jugend ewig festhalten zu können, wie sie denn auf dieser Statue, von der Seite betrachtet, auch in der That ewig ist. —

Dies wunderbare Geheimniß der Ineinsbildung des Geschlechtlichen und aller Lebensalter, so zwar, daß wir einen vollständigen Menschen vor uns sehen, hat noch, außer der griechischen Antike, in der Plastik Niemand anders hervorge-

zaubert, und diese Thatsache ist eben der Beweis, daß die Griechen im Geist die Ebenbürtigkeit beider Geschlechter, die Gleichstellung des Mannes und Weibes, in aller Vollendung bereits erreicht hatten, und sie sogar körperlich hinzustellen wußten.

Man könnte jenen Lichtblitz der Jugend, der schönen Weiblichkeit, welcher sich in der männlichen Antike im Gesichte irgendwo meistens vorfindet, jenem Lichtreflex vergleichen, der sich auf glasirten und metallenen Gefäßen und anderen Gegenständen stets wahrnehmen läßt. Und wenn wir dabei eine der sinnvollsten Mythen des Alterthums, die beim Aufgang der Sonne zum Andenken an ein geliebtes Wesen tönende Memnonssäule uns vergegenwärtigen; so ist dieser aus dem Metall hervortönende Lichtglanz, als Klage, als Sehnsucht nach der dahingeschwundenen Jugendschönheit, nach einer seligen Vergangenheit, im alten, geheimnißvollen Aegyptenland, eine Dichtung, welche ihres Gleichen sucht. Nie hat die Liebe sich ein schöneres, hier selbst aus dem kalten Erz, oder eigentlich aus dem Granit, noch sprechendes Denkmal gesetzt.

Es ist von den Griechen äußerst fein beobachtet und ausgeführt worden, wenn sie in der Mannesgestalt die Geister der Weiblichkeit nach der Wange hin weben lassen, eben so wie die Jugend nach dem Nacken hin, und zwar diejenige Jugend, welche schon vor dem Alter fast entflieht, aber dennoch, von dem Künstler angehalten, erhascht, eine Weile noch ruht. Denn

der eigenthümlichste, weiblichste Reiz des Gesichts kommt bei Mädchen und Frauen zwar immer aus den Augen, sprüht aber wie ein Zodiakallicht nach der Wange zu, und verliert sich unnachahmlich sanft, in wellenweicher Bewegung nach dem Nacken fort. Daher sehen wir denn auch in herangewachsenen Kindern die vorübergeflohene Jugend und Schönheit der Eltern noch auf dem ganzen Gesicht, während sie bei den Eltern ebenfalls nach der Wange und dem Nacken hin entwich. So daß hier auch die größere oder geringere Aehnlichkeit zwischen Eltern und Kindern sich zu erkennen giebt.

Ich habe öfter, in der angedeuteten Beziehung, von Gram und auch schon von Alter angegriffene, weibliche Gestalten beobachtet, wie sie in rührender Weise, gleichsam das letzte Abendroth der fliehenden Heiterkeit und Jugend, noch von der Wange und dem Nacken her ausstrahlen ließen; so daß man ein ganz anderes Wesen, von der Seite gesehen, vor sich zu haben glaubte, als indem man das Gesicht von vorne betrachtete. Besonders wird dieser Eindruck lebhaft, wenn die Gestalt sich wendet, wenn sie im Begriff ist, uns den Rücken zu kehren, und diese Schwenkung bereits unternimmt. Die Jugend einer solchen Gestalt — kann man hier wirklich sagen — zeigt sich uns nur noch einmal zum Abschiede, indem sie uns den Rücken kehrt, wie sie der Gestalt selbst den Rücken kehrt, indem sie eben daran ist, von ihr auf immer zu scheiden. Höchst merkwürdig ist für die Ineinsbildung des Männlichen und

Weiblichen zu schöner und vollständiger Menschlichkeit die plastische Darstellung bei den Griechen des Hermaphroditen. Auch sie beweist, und beweist es zugleich zum Triumphe der Kunst, als Fortschritt über die Natur, daß die Griechen die Gleichberechtigung des Männlichen und Weiblichen auf's tiefste erfaßten, und durch die Macht des Geistes zu gestalten vermochten. Aber sie beweist noch mehr als das. Der griechische Hermaphrodit beweist, daß die schöpferische Kraft eine Existenz hervorrufen könne, welche den Gegensatz zweier Principien, — die der Verstand als Widerspruch nimmt und auseinanderhält — organisch vereinigt, ohne ein bloßes Compositum zu sein. So daß, was hier vom Hermaphroditen gilt, in Bezug auf das Männliche und Weibliche, auf einem anderen Gebiet in Betreff des Göttlichen und Menschlichen behauptet werden muß, deren Vereinigung auch weder der Idee nach ein Widerspruch, noch der Erscheinung nach ein Compositum ist, und folglich — wie der Verstand es so gerne doch behaupten mag — keineswegs zu dem Unmöglichen gehört.

Die herrlichsten, weiblichen Gestalten der griechischen Dichtung, Gestalten, welche, mit allen Reizen der Jungfräulichkeit ausgestattet, in priesterlicher und königlicher Würde vor uns da stehen, und ihrerseits wieder ebenfalls beweisen, wie die Griechen das Weib dem Manne, ungeachtet des festgehaltenen Contrastes, gleichstellten, sind Iphigenie, Antigone und Penelope.

Was die erste der genannten, Iphigenien, betrifft, so hat bekanntlich Göthe den Griechen die Palme des Sieges aus der Hand gerungen, indem er uns eine Griechin gedichtet, so wahr und so würdig, daß wir sie, ohne einen Anachronismus zu begehen, als eine Tochter Griechenlands aufführen dürfen, und zwar zum Beleg für unsern Zweck. In Iphigenie und Antigone setzt sich die griechische Frauenwürde in eine vollendete Harmonie mit dem Priesterthum und dem Königthum, mit der seltensten Hoheit des Mannes wie mit dem Grauen eines furchtbaren Verhängnisses, so daß beide Gestalten frei athmen, frei gehen und stehen, frei fühlen, frei denken und handeln mitten in der tragisch beklommenen Nothwendigkeit, und den Fluch ihres Hauses erfahren, als wäre es der Segen ihrer Familie, der ihnen zu Theil würde! Und wenn auch, ächt weiblich, Klagen der Brust entfliehen, so ist die Klage hier doch weder der bloße Naturschrei, noch das weichliche Empfindeln, sondern es ist der Schmerz des weiblichen Zartgefühls und des gereiften Menschengeistes, ein Schmerz, der aber als Schmerz — was so viel sagen will — immer noch den Gedanken ausdrückt. Wie denn überhaupt darin die Alten, auch die Römer, Männer und Frauen, so einzig sind, daß sie im Schmerz noch denken und welche Gedanken noch denken! Wer es weiß, welch' eine unermeßliche Weite sich erstreckt zwischen der Weise, wie der Naturmensch seinen Schmerz austobt, und der, wie der Schmerz im Geiste sein Recht ausübt, der muß

erstaunen, wie die Griechen das ganze Gebiet der Humanität ausgemessen hatten, um auf der höchsten Höhe desselben solche Frauengestalten mit ihrem tragischen Pathos hervorbringen zu können wie die genannten. Und eben so Penelope, die dritte der erwähnten.

Es ist oft ein erhebender Anblick, wahrzunehmen, wie ein Einfaches gleich in ein Unendliches übergeht, wie der einfachste Familienzug, der allen Gliedern noch eigen ist, sich sogleich durch die Eigenthümlichkeit des Besonderen vermannichfaltigt, und nun in ganz eigenthümlicher Schönheit hervorleuchtet. —

So in Penelope. Wie ist alles so idealisch und doch so wirklich, wie ist alles voll Gesittung und Charakter in dieser Familie des Odysseus! vom alten Laertes an, auf seinem Großvatersitz, bis zum Sauhirten hin; von der Königin bis zur treuesten, ältesten, nach Ammen Art mit ihr plaudernden Dienerin! Ja, sie ist ein königliches Weib, diese Penelopeia, ob sie sich züchtig zurückzieht in den obersten Söller, oder ob sie muthig hinaustritt unter die Freier, wo sie die Unholden, die Lüsternen, die Schlemmer, die nach ihr zu freien wagen, mit einem Götterblick fast ängstigt, gewiß aber bändigt; ob sie das Hochzeitsgewand Nachts mit Odysseeischer List, mit Anmuth wieder trennt, oder ob und wie sie den Schleier wirft, wie sie ihn faltet, wie sie ihn seitwärts hebt, um in die Landschaft hinaus zu blicken, der blauen Ferne zu, ob ihr Odysseus wohl komme. — Solches Wesen konnte nur ein Land hervorbringen, welches sich zweimal in der weichsten Schönheit

spiegelt, im Himmel Joniens und im Wellenschlage des Jonischen Meeres. Auch in Penelope sehen wir die stolzeste, königliche Frau mit mädchenhafter Zartheit und Schamhaftigkeit geeint, ja diese Mädchenhaftigkeit geht bei ihr sogar in ein kinderartiges Zagen und Klagen über, wenn die Sehnsucht nach dem Gemahl sie zu sehr überwältigt. Und gleichwohl tritt das alles wieder in eine Selbstständigkeit, in einen Unternehmungsgeist zurück, wie sie der Mann nur haben könnte und haben kann. Also auch hier wieder die ganze Schönheit und Würde des Weibes und seine Gleichstellung mit dem männlichen Wesen, bei aller Unterschiedenheit.

Wie wir oben in einer Gruppe der Mythologie die Anerkennung und Hochstellung der Frauen ganz besonders schauten, in Apollo mit den Musen und Charitinnen, so begegnet uns jetzt, in der griechischen Dichtung, ein entsprechender Kreis, nämlich der Chor des griechischen Drama's, der bei den Alten bekanntlich aus Frauen oder Männern bestand. Und welchen heiligen, erhabenen Beruf hatte dieser Chor! — Er befindet sich scharf auf der Grenze zwischen der Götterwelt und der Wirklichkeit, er wälzt sich wie ein furchtbares Gewitter heran, wie ein ernstes, unerbittliches Todtengericht über noch Lebende, um zu offenbaren die Nacht des Verhängnisses, des Entsetzens; aber er jauchzt dithyrambisch auch auf in der Lust des Entzückens, in den kühnsten, hymnischen Wendungen, zu preisen die Götter, zu preisen die Herrlichkeit des Allebens, aber auch

zu warnen, zu rathen, zu beschwören, abzuwenden das Unglück, mit der Schärfe prophetischen Tiefblicks fern in die Zukunft zu dringen, im Tone der Unfehlbarkeit zu entscheiden, zu strafen aber auch zu lohnen, zu fluchen aber auch zu segnen. Der Chor tritt daher auch nur immer wie an die äußerste Coulisse der Zeit heran. Sein eigentlicher Standpunkt ist das Urgerechte, das Ursittliche, das Unvergängliche, das Ewige, das Allweise, das Allsehende. Und wenn hier, wie gesagt, auch Frauen agirten, so erhellt wohl hinlänglich daraus, wie die Alten das weibliche Geschlecht anzuerkennen wußten, wie sie längst einsahen, daß sich in der Frauen-Natur eine ganz eigenthümliche Welt erschließt. — Aehnliches wie vom Chore gilt denn auch von den Orakeln der Griechen, wo ebenfalls Priesterinnen walteten. Ich nenne nur den Namen Pythia.

So konnte ein Volk weder mythologisch noch künstlerisch dichten und denken, wenn es nicht, wie oft schon bemerkt, so sehr auf der Höhe der Humanität verweilte, um bereits beide Geschlechter als die sich ergänzenden Hälften eines und desselben Menschenwesens zu erschauen. Und dem gemäß war denn auch im Allgemeinen das *Leben* der Griechen. Es begegnen uns hier als ausgezeichnete Frauen unter andern: Aspasia, Diotima, Sappho. — *Weil* aber eben die Griechen so idealisch und praktisch *zugleich* waren, wie noch nie ein anderes Volk, so brauchen wir die weiblichen Gestalten ihres *unmittelbaren* Lebens, im Verkehr mit den Männern, nicht weiter in Betracht

zu bringen. Daß die griechischen Frauen oft einer gewissen Zurückgezogenheit huldigten, und nach der öffentlichen Sitte auch huldigen mußten, setzt auf's Neue den feinsten Takt der Griechen außer Zweifel, und beweist, wie tief und richtig sie den Beruf und Grundunterschied der beiden Geschlechter herausfühlten. Daß es im Conflikt der Umstände auch nicht an Anmaßung und Härte von Seiten des stärkeren Geschlechtes gefehlt haben wird, wie an anderen unsittlichen Erscheinungen, das ist im höchsten Grade zu bedauern und zu rügen, das thut aber unserer Gesammt-Anschauung von der Griechenwelt nicht den geringsten Abbruch. Wir gehen demnach noch einige Augenblicke auf die Römer in Bezug auf unsere Aufgabe ein. —

Wir dürfen und müssen uns bei den Römern viel kürzer fassen, da die Römer in der Gleichstellung der beiden Geschlechter im Geist weder die weibliche Schönheit und Anmuth, noch den Contrast zwischen dem Weiblichen und Männlichen, so scharf und vollendet zu gestalten verstanden, wie die Griechen.

Die Römer bringen es in ihrer Mythologie, wie in ihrer Dichtung, und auch im Leben, außer dem Kriegerischen und Juridischen, meistens nur zu einer Copie der Griechen, wie denn die Nachahmung des Homer's beim Virgil, ungeachtet großer Vortrefflichkeit, für die ganze Nation charakteristisch ist. Wenn die Heroenzeit bei den Alten das Ritterthum der Heidenwelt ist, so ist doch das heroische Zeitalter bei den Römern keinesweges bloß am Anfang ihrer Geschichte zu

finden, sondern die ganze Römer-Historie ist eine fortgesetzte Heroengeschichte, wie denn sehr bezeichnend auch bei den Römern schon ausdrücklich von Rittern die Rede ist. Die Römer sind das eigentliche Volk der Heroen und Heroinnen. Damit aber ist im Allgemeinen auch schon der Grundcharakter der römischen Frauen angegeben. Sie alle stammen nicht umsonst von der stolzen Roma ab, deren griechischer Ursprung bekanntlich die Kraft ist. Diese Kraft aber wurde bei den Römern nur selten durch die Milde gebändigt, da das römische Weib eben selbst Kraft war; so daß die römische Kraft denn auch in die Zügellosigkeit, in die Wildheit, in den fortwährenden Krieg, selbst in das Räuberische ausartete, später sich aber in Weichlichkeit, in Lüsternheit und Entnervung auslebte. Der Raub der Sabinerinnen ist hier für Männer und Frauen wahrhaft Norm gebend. Auch konnte das weibliche Wesen unter den Römern nicht leicht zu einer vollendeten geistigen Blüthe gedeihen, wenn man bedenkt, welche unbeschränkte Macht nach dem öffentlichen Recht der römische Vater über seine Kinder ausüben durfte, was denn besonders die zarte Pflanze der Weiblichkeit schon in der Wurzel verhärten mußte.

Dennoch konnte es nicht ausbleiben, daß in einem so gesegneten Klima, in einer so weit aufgethanen Oeffentlichkeit, das weibliche Wesen körperlich zu einer imposanten Gestalt, von allen Reizen des Südens geschwellt, heranreifte. Dazu kamen noch alle die Tugenden, welche den römischen Frauen

anerzogen, aber auch angeboren wurden: Vaterlandsliebe, Entschlossenheit, Aufopferungslust, Ehrgefühl, Nationalstolz, bis zum glühendsten Enthusiasmus hin, und einer Gabe, das alles in Kraft, in Wort und Handlung, in einfacher Erhabenheit, allen Römern und Römerinnen verständlich, auszustoßen, als wäre selbst der Schmerz des Verlustes, die Marter, der Tod um das Vaterland, nur eine orgische Lust. — Lucretia's tödtender Dolch wirft den Rache-Blitz, der die Revolution zündet, und sie stirbt so, trotz des Erlittenen, dem Vaterlande und sich selbst genug thuend. — Die römische Mutter kennt kaum ein anderes Muttergefühl als das, durch ihre Kinder das Vaterland zu retten. — Arria will im Augenblick ihrer Selbstopferung zu ihrem Gemahl viel mehr sagen, der Dolch labe sie, wenn sie nur sagt: Pätus, es schmerzt nicht. — Und so stehen diese römischen Frauen allerdings bloß auf dem Boden des Vaterlandes, nicht auf dem des Hauses und der allgemeineren Cultur, sie stehen da, in der Kraft völlig ebenbürtig den Männern, und überragen bei weitem in der Entäußerung ihres Privatwillens, im Aufflammen ihres Heroismus sogar die Karthagerinnen, die doch nur ihr Haar zu Schiffsseilen hergeben, während die Römerinnen ihr Fleisch und Blut, ihre Kinder, mit Triumph der Schlacht überliefern. —

In der römischen Dichtung scheinen vorzugsweise Virgil und Ovid, mit Griechenlands Bildung genährt, eine Ausgleichung der Geschlechtsunterschiede, durch geistige Verklärung

der Schönheit, im Auge gehabt zu haben. Besonders Virgil. So findet sich als ein Seitenstück zur griechischen Plastik in der Aeneide ein Beleg zu dem, was ich früher von der Nackengegend weiblicher Gestalten bemerkte. Freilich bei Virgil in ganz anderer Beziehung. Indem nämlich bei ihm Venus dem Aeneas als leichtgeschürzte Thracierin erscheint, erkennt er sie unter anderem an dem rosigen Lichte des Nackens. — Ovid aber hat schon durch die Wahl eines Thema's wie die Metamorphosen verrathen, daß er sich auf die tieferen Grundlagen der Mythologie und die Art, wie das Geschlechtliche in ihr behandelt wird, sehr wohl verstand. Daß er eine Kunst zu lieben schrieb, und doch im Lande der Barbaren ein hartes Exil bis zum Tode bestehen mußte, ist ein Gegensatz, der ihn den Contrast, zwischen dem Umgang mit liebenswürdigen Frauen und dem Schweigen einer öden Einsamkeit, gewiß qualvoll-elegisch hat fühlen lassen.

Mit dem Untergang des römisches Reiches erfährt die Welt einen Umschwung, der auch auf das Verhältniß der beiden Geschlechter einen ganz und gar verändernden Einfluß übt. Es tritt eine Katastrophe ein, wie sie noch nimmer erfahren worden. Die Erörterung derselben in ihren Hauptzügen und die Darstellung der daraus hervorgehenden Folgen wird uns auf den Standpunkt führen, von dem aus wir in die neuen Lebensbeziehungen hineinblicken, welche wir von der Zukunft für Frauen und Männer zu erwarten haben. —

# Zweite Vorlesung.

Hochverehrteste!

Wir haben bis dahin gefunden, wie sich die geschlechtlichen Unterschiede auch auf dem Gebiete der Natur, ganz abgesehen noch vom thierischen Leben oder gar noch vom Menschen, bereits ankündigen, wenn auch nur leise, wenn auch bewußtlos, bis auf das reizende Spiel der Leidenschaften, der Contraste. Wir haben es uns zur Anschauung gebracht, wie zumal in der Blumenwelt das Eigenste der Weiblichkeit in einer so reichen Symbolik hervortritt, daß wir darin fast einen Frauenspiegel entdeckten, eine Blumenausstellung von Frauen-Portraits, oder doch wenigstens von Frauen-Charakteren, welche daguerrotypisch der Sonnenstrahl mit den frischesten Farben vor uns auswirkte. Indem wir sodann aus der Natur in die Geschichte übergingen, eröffnete sich vor unserm Blicke ein ganzes Drama weiblicher und männlicher Gestalten, in der griechischen Mythologie, deren heitre Mannichfaltigkeit uns ber eits den ganzen Reichthum der griechischen Geschichte, die ewigen Muster ihrer Cultur vergegenwärtigte, bis auf die herrlichen Werke der griechischen Plastik.

In der Dichtung der Griechen überraschte uns sodann dieselbe Vollendung, und so hatten wir uns durch Mythologie, durch Plastik und Dichtung, die Blüthe der griechischen Bildung, des griechischen Lebens vor's Auge gebracht, ohne daß wir erst nöthig gehabt, auch noch in das Detail des unmittelbaren Geschehens bei den Griechen weiter einzugehen. Vermißten wir bei den Römern nun zwar die Gleichstellung der Geschlechter im Geist, was die ganze Ausarbeitung der schönen Menschlichkeit betrifft, so fanden wir doch einigen Ersatz dafür in den Tugenden der Vaterlandsliebe, der Entschlossenheit, der Aufopferungslust, des Ehrgefühls, des Nationalstolzes, in denen wir die römischen Frauen hinter den Männern nicht im mindesten zurückbleiben sahen. —

Aber welch' eine Totalveränderung der Dinge trat jetzt ein! Sie hatte sich zwar in anfangs kaum merklichen Spuren den Weg schon gebahnt. Sie hatte von zwei Seiten her, durch ein frisches Naturelement, das Germanenthum, und durch eine geistige Macht nie geahneter Art, durch das Christenthum, das römische Reich unterwühlt. Aber wie die Katastrophe jetzt kam, wie plötzlich ein Neues als Thatsache jetzt da war, **so** hatte sich wohl kein früherer, römischer Imperator einen solchen Vorgang auch nur als möglich zugestanden. Das stärkste Erbeben durch vulkanische Mächte auf italischem Boden war nur die nicht zu beachtende Zeitschwingung einer halben

Sekunde gegen den Zusammensturz dieser Welt, welcher Jahrhunderte nachdröhnte. — — —

Hatten die Griechen die Intelligenz im Interesse wahrer und schöner Menschlichkeit zur Darstellung gebracht, und hatten sie dadurch, wie wir gesehen, die Gleichberechtigung beider Geschlechter schon in hohem Grade außer Zweifel gesetzt, so war in dem griechischen Leben dennoch der Nationalstolz gegen die Barbaren als ein bedeutender Rest von Vorurtheil immer noch übrig geblieben, welches die Folge hatte, daß die Griechen, trotz aller Wissenschaft und Kunst, die Schranke der Natur nie ganz zu überwinden vermochten. Daher blieben bei ihnen denn auch die Sittlichkeit und das Leben in ihrem letzten Grunde völlig unerklärt, daher wurden denn auch die Frauen in einzelnen Beziehungen immer noch zurückgestellt, und endlich wurde auch die Intelligenz immer nur noch als Geist gefaßt, welcher unter die eiserne Hand des Schicksals wieder zurückfalle, und demnach in der Sittlichkeit für seine unendliche Freiheit gar keine Sicherheit habe.

Das dagegen ist die große Bedeutung des Christenthums, daß es die Intelligenz schon von vorn herein, in einem jeden Menschen ohne Ausnahme, als Forderung frei setzt, und, wenn der Mensch folgt, auch als Erfüllung, indem es den Geist in seinem Ursprunge als Geist Gottes offenbart; daß es dadurch den wahrhaften Geist als einen heiligen bezeichnet, und daß es, indem es das menschliche Individuum immer nur

nach der Würde des Geistes beurtheilt, im Geist eine unbedingte Gleichberechtigung beider Geschlechter erreicht, die dazu berufen seien, sich in der Liebe zu einigen, gemeinsame Früchte zu erziehen, welche der Menschheit zu Gute kommen, durch gegenseitige Ausbildung ein ewiges Besitzthum sich zu erwerben, um so eine Harmonie zu erreichen, welche den Contrast des Geschlechtlichen, den reizenden Naturunterschied zwischen dem Weiblichen und Männlichen, nicht tilgt, sondern immer noch melodisch herausklingen läßt. —

Wer das, was eben gesagt worden, im Christenthum nicht findet, der hat eben das Christenthum nicht verstanden. Daß aber auch im Mittelalter schon früh eine neue Barbarei eintrat, welche in einigen Partieen die des Alterthums noch bei weitem übertraf, das wollen wir nicht im entferntesten läugnen. Wir kämpfen sogar gegenwärtig immer noch mit ähnlichen Barbarismen. Aber das Christenthum in seiner eigentlichen Lehre, nicht in der bloßen Priestersatzung, hatte jeden stolzen Gegensatz fortgeräumt zwischen Gebildeten und Barbaren. Das Christenthum ist auf die Menschheit ohne Unterschied gerichtet, und wenn die Nacht in der nächsten Zeit um so greller sich ansammelte in der Verborgenheit, in dem Verstecke menschlicher Selbstsucht, um von da aus die finstre Gewalt der Willkür herrschen zu lassen, so war das das Antichristenthum mitten im Christenthum, so war das eine Finsterniß, die endlich wieder schwinden wird, schwinden muß, wenn

sich das Licht zu seiner Mittagshöhe erhoben haben wird. Das Christenthum ist auf die ganze Weltweite berechnet, und wer es mit einem kleineren Maßstabe messen will, der wird es stets ungerecht beurtheilen.

Wie aber schon in dem Naturzustande die erste Gesittung aus der Familie hervorgeht, so ist es mit der Herrschaft des als heilig erkannten Geistes eine heilige Familie, aus welcher die Weltkultur sich entwickelt. Aus dieser heiligen Familie enspriеßt eine heilige Geschichte, welche auch das Heidenthum und Judenthum, da, wo sie im Rechte sind, trotz aller Widersacher, zur letzten Anerkennung bringen wird, wenn die im Weltplan dazu angelegte Zeit gekommen ist, wofür wir aber schon gegenwärtig, sonder Menschenfurcht, mitzuwirken haben, denn die ganze Entwickelung der Menschheit soll ja hinfort eine geheiligte sein. Wie die Mythologie der Griechen Norm gebend ist für die ganze spätere griechische Cultur, und sich in dem griechischen Bilden und Dichten, Denken und Leben immer wieder der Grundcharakter der Mythologie zu erkennen giebt, so ist die heilige Geschichte enttäuschend und Norm gebend für alle Zeiten, nur muß man bei der Erkenntniß die Vernunft walten lassen, denn ohne Vernunft keine Erkenntniß. Auch begegnen wir alsbald einem Gestaltenreichthum, welcher den Fortschritt in der Stellung der Geschlechter sogleich gewahren läßt.

In dem Täufer Johannes schauen wir den herrlich strah-

lenden Morgenstern, welcher dem reinen Sonnengestirn voraufgeht, welches die Welt zu erleuchten berufen ist. Und wie es heißt, daß die Morgensterne den Herrn loben und preisen, so lobt und preist der Täufer denn auch wirklich den Kommenden. Eine ächte Mannesgestalt dieser Johannes! Sehnig, nervig, unbeugsam, unverwüstlich durch die Wüste, in der er gelebt, durch Entsagung frei von aller Ueppigkeit, wie sein Körper, so auch sein Wort. Er hat nur auf Den, der da kommt, hinzuweisen. Er hat nur Buße zu fordern. Nichts drunter, nichts drüber. — Und nun weiter, die Blüthe der Jungfrauen, durch welche er kommt, der da kommt. Gottergeben, gottbefohlen, gottgesegnet, einmal für immer züchtig, wie noch keine, anspruchslos, wie die niedrigste der Mägde, schuldlos, wie die Blume der Blumen. — Und wenn nun durch den Kommenden Selbst der Geist ein für allemal offenbar werden sollte, wie er die Natur und den Irrsinn der Menschheit siegreich durchbricht, so daß auch die Sinnlichkeit durch Verklärung zu ihrem letzten Rechte gelangt, aber auch niedergeworfen wird, wiefern sie sich etwas anmaßt, und mit der groben Sinnlichkeit alle Ungethüme des Aberglaubens fliehen, wenn sie sich auf ihrer Flucht auch Jahrhunderte lang widersetzen, so ist die Bezeichnung der Bibel für Christus als zweiten Adam die reichste, die treffendste, wenn man nur wieder die Vernunft anzuwenden vermag. Der Fortschritt, die Steigerung, welche durch die ganze Weltgeschichte, auch in dem angeregten Punkte,

geht, ist folgerichtig, ist schlagend, und das Christenthum hat sich in Betreff jenes Punktes nur über Mißverständniß und flache Auslegung zu beklagen, wenn der Fortschritt in dieser Hinsicht nicht anerkannt wird. Die Steigerung nämlich ist diese.

Zuerst geht, wie wir früher gesehen, nach Moses, das Weib aus der Rippe des Mannes hervor. Dann nach dem Mythos der Griechen aus dem Kopfe des Zeus. Endlich wird da, wo vorzüglich das herausgekehrt werden soll, daß der Geist über die geschlechtlichen Unterschiede völlig hinaus ist, Derjenige, in dem der Geist des Menschen in seiner ganzen Würde und Vollendung sich offenbart, aus dem Geist als Geist hervorgeboren. Also Rippe und Gehirn bilden zuerst den Contrast. Der Geist aber ist höher als aller Contrast. Daher ist Christus seinem eigentlichen Ursprunge und Wesen nach Geist und zwar vor allem Christus, denn es darf bei Jesus von Nazareth in keiner Weise allein stehen geblieben werden, weil man sonst den tiefsten Nerv des Christenthums: die Erlösung verkennt.

In dem Ausgesprochenen liegt denn auch die Antwort auf die oft gestellte Frage, warum Christus sich nicht ehelich verbunden habe, um durch eine solche Verbindung die hohe Würde auch des weiblichen Wesens zu bethätigen. Christus durfte sich nicht im gewöhnlichen Sinne ehelich verbinden, da er die Geschlechtslosigkeit des Geistes und die heilige Verbindung der beiden Geschlechter im höchsten Sinne zu verwirk-

lichen hatte, da wo diese im Geiste die Einheit mit Gott und mit sich schon erreicht haben, in der Gemeinde der Heiligen. Christi eheliche Verbindung daher ist die mit der Kirche, weshalb diese denn auch häufig und äußerst sinnvoll mit der Ehe verglichen wird.

Wie wir aber bei den Griechen bemerkten, daß sie in ihrer Plastik den Zug der Weiblichkeit gerne dem Manne ertheilten, so findet sich eine entsprechende Erscheinung auch in der Wirklichkeit des ersten christlichen Lebens, und wurde später in der Kunst von den Malern oft in der größten Vollendung nachgebildet. So hat Johannes, der Evangelist, im Verhältniß zum Täufer, der uns in seiner Person den kräftigsten Mann darstellt, ganz dieses Gepräge einer Vermischung männlicher Reife mit lieblichster Weiblichkeit, daher er denn auch schon annähernd den Gegensatz bezeichnet zu dem Täufer Johannes. Wenn in diesem nämlich die Zukunft prophetisch bereits offenbar wird, so hat der Evangelist noch überall das weibliche Element eines unendlichen, unergründlichen Geheimnisses des Erlebten und in Liebe Gehegten zu seiner Lebensaufgabe. Wenn bei dem Täufer, nach den Aussprüchen zu urtheilen, die wir von ihm haben, die Rede in vollster, schwerster, kürzester Gedrungenheit von der Lippe kommt, so giebt der Evangelist der Tiefe und Fülle seiner Ideen die größte Ausführlichkeit, bleibt jedoch mystisch, und vereinigt in seinen Darstellungen den Anfang des göttlichen, nicht des sinnlichen

Lebens mit dem Ende desselben, den Aufgang mit dem Niedergang. Und so begegnen wir denn auch alsbald einer der schönsten, von der Kunst ausgearbeitetsten, weiblichen Gestalten der christlichen Weltanschauung. Wir meinen Maria Magdalena, die Büßerin, ohne uns hier Zug für Zug an ein bestimmtes Gemälde zu halten.

Es ist besonders in neuester Zeit dem Christenthum häufig der Vorwurf gemacht worden, daß es die Sinnlichkeit in ihrer großen Bedeutung verkenne und zurückstelle. Wer indessen die Grundideen im Auge behält, welche sich im Christenthum offenbaren, der wird sich gerade vom Gegentheil überzeugen müssen. Nur die Schlacke der Sinnlichkeit, nur die Sinnlichkeit, welche keiner Organisirung mehr fähig ist, wird vom Christenthum mißachtet, und, bis sie zu einer neuen Verwandlung gedeiht, weggeworfen, nicht aber die Sinnlichkeit, wiefern sie noch Material oder gar schon organisirtes Material ist. Die Aufgabe jedoch ist überall vom Christenthum gestellt: die Sinnlichkeit soll nicht bloß mineralisch, roh, sie soll nicht einmal bloß pflanzenhaft oder thierisch bleiben, sie soll vermenschlicht, ja sie soll Mensch werden, sie soll die höchst mögliche Verklärung durch den Geist erhalten. Und wo wäre denn das Fleisch, die thierische Sinnlichkeit, herrlicher belebt, geistreicher durchleuchtet, triumphirender idealisirt, schöner vermenschlicht worden als in den classischen Werken der Malerei, welche das Christenthum zur Folge hatte? Was die Alten in der Plastik,

im Mineral, in dieser Hinsicht geleistet, das leistete die Malerei in der christlichen Zeit mittelst der Sinnlichkeit der Farbe, so zwar, daß in diesen herrlichen Produkten die Farbenwelt der Blumennatur zu einer neuen Auferstehung gelangt, zu einer viel vollendeteren, als wir es in der Symbolik der Blumen am Anfange gesehen, und die Gestalten der christlichen Sphäre durch die Farbe eine Popularität, aber auch eine Verklärung und Vollendung bekommen, die hinter der der Antike nicht im Geringsten zurückbleibt. Die schönste, sinnreichste Verklärung des Massenhaften und der Finsterniß, eine Verklärung, welche der früher erwähnten Blumen-Symbolik der Natur ganz besonders entspricht, ist wohl die Glasmalerei des Mittelalters, jenes farbige Licht, welches die derbe, finstre Materie gleichsam entzwei scheint, wenigstens sie durchsichtig macht, und aus diesem blauen oder schwarzen Aether des Glases Sterne und Blumen in himmlischen Lichtern hervorscheinen läßt. — Aber auch in einzelnen Menschengestalten verklärt die Malerei des Mittelalters und der späteren christlichen Zeiten das Materielle bis zur höchsten Vollendung. Und eine so verklärte Sinnlichkeit, eine so durch den Geist von der rohen Fleischlichkeit der Materie völlig erlöste Gestalt ist — die büßende Magdalena.

Wenn wir in dem Evangelisten Johannes, in seiner Weiblichkeit, erst den sich annähernden Gegensatz zu dem Täufer erblickten, so ist der Gegensatz hier vollständig er-

reicht, in der Büßerin. Ueberhaupt ist diese Magdalena wieder eine Gestalt der reizendsten Contraste, die sich sogar bis in das Heidenthum noch hinein erstrecken; so daß sie an jene Contraste der griechischen Mythologie wieder erinnert. Wie der Täufer Johannes als der verkündende Morgenstern frisch dem Erlöser voraufleuchtet, so ist Magdalena der schwärmerische Abendstern, welcher ihm in Sehnsucht nachzieht, und wie jener erst Buße predigt und Buße fordert, so ist sie, trotz der Stärke ihrer sinnlichen Natur, die wir ihr immer noch ansehen, in Buße, in Reue völlig aufgelöst; kurz — sie ist die Büßerin vor allen, und sie hat in solcher Auflösung nichts an Schönheit verloren, wohl aber unendlich gewonnen. —

Ja, wie wir Magdalena dem Abendstern, der Venus, verglichen, so ist sie auch in mythologischer Beziehung die Venus des Christenthums, welche aber das züchtigste, reinste Seiten- und Gegenstück bildet zu den bekannten Darstellungen der heidnischen Venus. — Magdalene liegt nicht, sie ist nicht in ein träumerisches Nichtsthun versunken, umgaukelt von tausend Phantasieen, welche nach einem irdischen Gegenstande verlangen. Magdalene sitzt vielmehr, sie hat sich vertieft in ein festes, bestimmtes Objekt. Die Bibel liegt vor ihr. Statt des tändelnden Amors erhebt sich ihr gegenüber ein Crucifix, dessen blendendes Alabasterweiß auf dem schwarzen Kreuze die lauterste Unschuld von der schwarzen Nacht des Bösen abhebt,

und an einen Liebesgott gemahnt, den Michael Buonarotti die Kühnheit hatte, den ewigen Amor zu nennen. Und so sehr ist Magdalene die Venus des Christenthums, als auch sie viel geliebt hat und noch liebt, weshalb ihr denn vieles und alles vergeben worden ist. Auch ihre Hände bewegen sich, als wollten sie einen Gegenstand umfassen, aber sie bewegen sich, um sich zu falten. Auch sie badet sich, aber in einem Strome von Thränen, welche ihrer Stirn, ihren Wangen, ihren Lippen, ihrem Halse, ihren Armen, ihren Füßen einen Thau aufnetzen, der der ganzen Gestalt, trotz der üppigsten Fülle der Formen, eine Leichtigkeit, einen Aether ertheilt, der alle Sprödigkeit der Materie aufzehrt. Und wie die heidnische Venus in der vollsten Blüthe der Schönheit dennoch nach Sättigung im Auge eines Mannes unruhig erst sucht, unruhig aber auch, weil sie ihren hinkenden Gemahl in der Nähe fürchtet; so hat die christliche alle Sättigung bereits gefunden, statt der Unruhe mitten in der Reue die Seligkeit, denn sie schaut durch die heilige Schrift in das Auge dessen, der alles siehet, da er das Auge ja geschaffen hat; auch hat sie das Dämonische, welches nach der christlich-poetischen Vorstellung oft als der hinkende Teufel bezeichnet wird, längst überwunden.

Ja, welch' ein Fleisch ist in dieser christlichen Gestalt Magdalenens vom Maler der Natur abgelauscht worden! Ein Fleisch, das von tausend warmen Lebenspulsen überall athmet und zuckt, und dennoch nur Geist sprüht. Das Haar ist nicht wie

bei der heidnischen Venus sauber und sorgsam aufgenestelt, sondern es strömt in unbewußter Natürlichkeit in welligen Lokken zur Seite hinunter, und bildet eine dunkle Folie zu der nimbisch leuchtenden Gestalt. Das vibrirende Pulsadersystem theilt sich sogar den langen Wimpern noch mit, welche über den gesenkten Augen wie scheue Espen beben, während auf den Augenliedern in blauen Tinten das zarteste Marmorgeäder sich zeichnet wie eine geheimnißvolle Inschrift, die heiligste Beschaulichkeit uns zu deuten. —

Wahrlich, es gäbe eine herrliche Gestalten-Gruppe, deren erschöpfende Darstellung auf ihren Meister noch wartet, und die uns den inhaltreichen Umkreis der christlichen Weltanschauung mit einem Male vergegenwärtigte, wenn uns die erwähnten Charaktere auf einem Gemälde plötzlich entgegenträten. Es wär' ein solches Bild, für die im Christenthum gegebene Anerkennung und Weihe des Geschlechtsunterschiedes, durch die Harmonie der Geschlechter bis zur Tilgung alles Unterschiedes im Geist, ein ganz unwiderstehlicher Beweis. Die beiden äußersten Gestalten dieser Gruppe in aufsteigender Linie wären: Johannes der Täufer und Maria Magdalena, der Prediger der Buße und die ausübende Büßerin, der Mann in seiner festen Energie und das Weib in ihrer aufgelösten Anmuth. Dann aber erhebt sich die Darstellung zu beiden Seiten in Marien, der Mutter Jesu, und in Johannes, dem Evangelisten. Maria ist hier in doppeltem Sinne Mut-

ter. Denn sie ist es in Bezug auf den, der über ihr weilt, und sie ist es in Bezug auf den, der ihr gegenübersteht, und als Sohn ihr von Jesus am Kreuz übergeben worden ist. Und wie in dem Verhältnisse des Sohnes zur Mutter immer jene Zartheit und Weichheit der weiblichen Natur der Grundton ist, so kommt aus dem Evangelisten das Weibliche dem Weiblichen in Marien, der Mutter, entgegen. Und über allen diesen dann Christus in schwebender Gestalt, in jener Glorie des Geistes, in deren reinem Licht kein Unterschied der Geschlechter mehr geschaut wird. —

Nun geht aber in der Geschichte der Einfluß dieser Ideen und Gestalten, die wir so eben gezeichnet haben, sogleich in's Unendliche über, und bringt im Geistlichen wie im Weltlichen eine Wirkung hervor, die sich durch das ganze Mittelalter, sogar bis in unsre Gegenwart noch hinein erstreckt. Ja, indem sich noch andere Elemente hinzugesellen, so entstehen Erscheinungen, die wir als völlig neu für die damalige Zeit ansprechen müssen. Betrachten wir die Weltlichkeit zuerst.

Die Gleichberechtigung der Geschlechter ist alsbald außer Zweifel gesetzt — freilich noch nicht im mindesten die relative Gleichberechtigung aller Menschen —. Ja, da die Geschlechter durch Pietät, durch Liebe an einander gebunden sind, so geht von Seiten des Mannes sogar eine Höherstellung des Weibes hervor, wie denn jeder Liebende das Bedürfniß haben wird, den geliebten Gegenstand höher zu stellen, als sich selbst. Die

Galanterie eröffnet ihren glänzenden Reigen. Dame und Ritter begegnen einander in der zartesten Weise — wenn auch von Seiten der Dame noch spröde — mit einer Zierlichkeit und Anmuth des Benehmens, die um so mehr in Erstaunen setzen, als auch die Gravität nicht ausbleibt, und eine Etiquette Sitte wird, welche einen gewissen Hofton auf das ganze Ritterthum überträgt. Man sollte meinen, alles Behagen und vollends die Innigkeit der Liebe wären schier unmöglich gewesen in einer Zeit, die sich von der Kleidung bis zu den Möbeln, bis zu dem Baue der Burgen und Schlösser mit lauter Bollwerken und Fallbrücken und Eisengittern umgab. Und dennoch war, ungeachtet all' dieses Massiven, Steifen, Verschanzten, die Macht der Minne so stark, daß sie wie eine warme Frühlings-Temperatur durch Stein und Eisen hindurchdrang, daß sie die Geschlechter in einen höheren Lebenskreis hineinhob, wozu freilich auch Religion und Poesie das Ihrige beitrugen, und die Religion vor allem, denn die Galanterie ist in der Weltlichkeit nur ein fortgesetzter Mariendienst. Was aber die Poesie betrifft, so ertheilt sie der Galanterie der damaligen Zeit darin einen heidnischen Zug, daß die Dame den Ritter überall, in Turnier und in Abenteuer, in Krieg und in Lebensgefahr, wie eine Muse, wenigstens im Geiste, begleitet; so daß der Ritter die Dame erst allmählich, in langem Dienst und in ewiger Ausdauer, in die Geliebte, in die Gattin zu verwandeln hofft, deren Bild er seinem Herzen eintattowirt,

wie ja die Franzosen, das ritterlichste Volk, besonders die Soldaten es bis auf den heutigen Tag noch lieben, ihren Lieblingsgegenstand dem Arme einzutattowiren.

Und indem wir nun so im Leben des mittelalterlichen Staates die Frauen in der vollsten Anerkennung der Männer sehen, deren beiderseitige, unbegrenzte Verehrung, nach bewährter Treue, als vollendete Gleichstellung beider Geschlechter sich ausweist, da auch die Frau in ihrer Liebe unendlich und zu jeder Aufopferung bereit ist, so dürfte doch das in den Frauen dieser Zeit ein besonders originelles Merkmal sein, daß sie der grenzenlosen Beweglichkeit, ja Ueberspanntheit der Männer eine feste Ruhe, ein schönes Maß, eine vom feinsten, weiblichen Takt eingegebene Zurückhaltung gegenüberstellen. Das Weib dieser Zeit hat im Ganzen genommen einen unerschütterlichen Gleichmuth, der Mann eine leidenschaftliche Fluktuation; das Weib gemahnt in stiller Innerlichkeit an die Sitte des Herdes, des Hauses, der Mann möchte mit ihr in alle Fernen hinausstürmen. Dieses gewährt denn einen Contrast, der zu den schönsten, seelenvollsten Zügen des Mittelalters gehört, worin aber freilich, nach einem tiefen Gesetz der männlichen Natur, die Ursache sich offenbart, daß die Männer nun noch weiter in ihrer Huldigung gehen, was denn wieder die Folge hat, daß in der neuen Zeit die Frauen ihre Herrschaft mißbrauchen, und sogar häufig in das Männliche überspringen.

Bei der großartigen, Herrliches enthüllenden, oft aber

so nachtheiligen Schwärmerei, welche das mittlere Zeitalter bei Gelegenheit der Kreuzzüge ergreift, ist es auch ein wahres Glück, daß die Frauen, wie es der Würde der Herrscherin ziemt, selbst ruhig sich verhalten, und den Mann für sich in die Schranken treten lassen. Nur hie und da finden sich Ausnahmen, durch Schwärmerei veranlaßt, wie noch spät in der Johanna von Orleans, oder auch, indem die an sich gesetzten Frauen durch excentrische Neigungen der Männer übermannt werden, welche dadurch den bereits gerügten Zug romantischer Ueberschwänglichkeit vollends verrathen, daß sie die kriegerische Funktion den Frauen erst aufdringen. Aber, wie gesagt, immer nur als Ausnahme. Sogar die Ehre, dieses besonders liebevoll gehegte Geheimniß des Mittelalters, wird von der Frau wie ein Kleinod im Stillen bewahrt, die Frau ist die feinste Kennerin und Richterin über die Aechtheit desselben, aber nach Außen hat es der Mann zu vertheidigen, und hat es für sie zu vertheidigen, daher sich das Duell so häufig an die Dame knüpft. So ist denn auch im Allgemeinen nichts Mann-Weibliches, nichts Emancipationssüchtiges im schlechten Sinne, zumal den deutschen Frauen des Mittelalters eigen. Wäre dem nicht so gewesen, so würde man ohne Zweifel während der Schwärmerei der Kreuzzüge auch noch einen besonderen Zug von Frauen ausgerüstet haben, um nach dem Grabe Christi und gegen die Muselmänner zu ziehen, wie man ja sogar einen Zug von Kindern nach dem heiligen Lande ausgerüstet hat.

Die Frauen des Mittelalters legen sich das, was bei den Alten die Sitte der Oeffentlichkeit, des Staatslebens heischte, als eine Art heiliger Selbstbestimmung auf: die Zurückgezogenheit. Sie könnten überall mit den Männern sein, aber sie wollen es nicht, aus Scheu, ihrer Würde etwas zu vergeben, ihre Natur in die Unnatur hinauszuzerren. Und dennoch ist die Hingebung, die Treue, wenn sie sich geben darf, grenzenlos, und dennoch besondert sich das Weib nicht für immer, sondern gesellt sich — wenn anders die Kirche sie nicht ruft — dem Manne zu ewigem Bunde, ist ihm unverdrossene Lebensgefährtin in Freud' und in Leid, in dem Höchsten und im Herzergreifendsten.

In der reinsten Vollendung, von dem Lichte der erhabensten Poesie noch verklärt, schauen wir in dieser Zeit das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander in Beatrice und in Dante.

Das Erdenweib wird hier, ächt mittelalterlich, wie es früher schon dem Ritter geworden, auch dem Dichter zur Muse, aber zu einer Muse, die immer noch Weib ist, und die dennoch mit dem Manne über alles bloß Geschlechtliche hinaus zum Geiste emporreift. Wie in der Schrift gesagt wird, daß der Geist alle Tiefen auch die der Gottheit durchdringt, so durchdringen und erreichen auch Beatrice und Dante wenigstens alle Höhen und also die umgekehrte Tiefe des Weltgeheimnisses.

Wie ein erhabener Gebirgskegel erhebt sich dieser Dante vor unserm fast geblendeten Auge. Und wie an einem solchen Gebirg alle Jahreszeiten zu gleicher Zeit sich vorfinden, von der reizenden Idylle eines unaufhörlichen Frühlings bis zu der Schnee- und Eis-Region eines ewigen Winters, so stellt uns jener Dichter, wenn auch zum Theil in umgekehrtem Verhältniß, in seinem Welt-Epos alle Regionen des Geistes zugleich dar. So daß bei ihm unten in der Tiefe, in der Unterweltlichkeit, alle die Feuer sich bergen, welche die Qualen des Gewissens symbolisiren, die mittlere Region in einer gemäßigten Zone des Schmerzes den Uebergang bildet, während oben auf der Höhe jene ewigen Kühlungen alles Erdwehes, jene Seligkeiten wohnen, für welche selbst Dante's Sprache nur lallende Töne erst hat, eine Region, in deren reinem Aether der Dichter selbst nicht zu athmen wüßte, wenn Beatrice ihm zur Seite nicht stünde. Daher denn billig auch Beatricens Haupthaar unter den Sternen des Himmels erglänzen sollte, da sie den Dichter aufwärts in die ewigen Sphären der Seligen geleitet. Wie die Liebe, nach der Lehre der Religion, alles duldet, alles trägt, alles überwindet, so erträgt hier Beatrice, mit ihr der Dichter, auch den Aether, und sie trägt durch den Aether sogar noch hindurch.

Und das ist denn eben das höchst Merkwürdige für diese Zeit in Betreff der Gleichstellung nicht bloß, sondern der Höherstellung des Weibes, daß Dante einer Frau den

Einblick in solche Verborgenheiten verdankt. So daß wohl auch ganz besonders jenes spätere, inhaltschwere Wort Göthe's im zweiten Theile des Faust: „das ewig Weibliche zieht uns hinan" auf Beatrice'n und Dante'n die treffendste Anwendung leidet. Wie nun aber Dante, um alle Contraste durch seine Dichtung zu einen, in Beatrice'n für seine Zeit den Mariendienst der katholischen Kirche zu einer neuen Anerkennung bringt, und so den Gegensatz hebt zwischen dem Weib und dem Mann, so hebt er auch den zwischen dem Heidenthum und dem Christenthum, indem er das Mythologische in das Christliche, in das Pantheon seines Gedichtes dreist hereinnimmt, und indem er sich als seines zweiten Führers des heidnischen Dichters Virgils zu erfreuen hat. Vor allem aber in Beatrice'n ist diese Ergänzung aller Gegensätze im Geist, diese Vergegenwärtigung aller Weltzeiten und Welträume von dem entschiedensten Erfolg für den Fortschritt der damaligen Cultur, zumal in Betreff der Geschlechter. Es ist höchst charakteristisch, daß Dante nicht durch Leiden von Seiten der Frau, wie etwa Sokrates durch Xantippe'n, sondern durch Entzückungen höchster Art im geistigen Geleite — denn Beatrice starb schon im 25sten Lebensjahre des Dichters – des liebenswürdigsten und erhabensten Weibes, die Läuterung seines eigenen Lebens zu finden vermag, (er, der unter andern von der Politik seiner Zeit so unendlich viel zu leiden hatte); eine Ergänzung der Geschlechter, eine Gegenseitigkeit der Huld und

der Zärtlichkeit, der Geisteserziehung zur Aneignung des Höchsten, die wir im Umgange der Geschlechter nicht bloß bei den Alten, sondern häufig erst recht bei den Modernen vermissen. —

Wenn wir nun, wie gezeigt, in Beatrice und in Dante für das Mittelalter die Harmonie der Geschlechter auf's vollendetste herausgestaltet sehen, so ist dieses Verhältniß schon weniger vollendet in einem anderen Gestalten-Paare, welches nicht minder den Reiz der Schönheit in alle Zeiten verkündet, dennoch aber am Unerlaubten krankt, und daher auch, nach dem Tode der Geliebten, beim nachbleibenden Dichter fast in Buße zurückspringt, und sich, wie früher in glühenden Sonetten, jetzt in ernstnachdenklichen Soliloquien ausklagt. Laura und Petrarka heißt dieses Paar. Und zu welch' einer begeisternden Muse war hier auf's Neue des Weibes Anmuth und Schönheit auserkoren! Doch — wir wenden uns der Kirche zu.

Auch die Kirche des Mittelalters hat ihre ganz eigenthümliche Galanterie. Es ist der Mariendienst, und der sich hieran knüpfende Cultus in Betreff anderer heiligen Frauen. Wie der Ritter, wie wir gesehen, die Geliebte seinem Herzen oder seinem Arm' eintattowirt, so stigmatisirt der Mönch (oder die Nonne) in frommer Kasteiung die Heilige in seine Glieder, und es entsteht sehr natürlich aus solcher schwärmerischen Verwundung ein Wundfieber der Liebe, welches so manche Unzurechnungsfähigkeit zur Folge hat. Aber auch dem Lautern, dem wahrhaft Erhebenden begegnen wir in dieser Sphäre.

Der Mariendienst im Katholicismus hat seine ganz eigenthümliche Schönheit, so daß daher geistvolle Menschen, besonders Dichter, auch stets diesen Cultus zu schätzen gewußt. Gleichwohl hat der Mariendienst, in seiner Ausartung, dem römischen Katholicismus durch das Uebergewicht einer gewissen Weiblichkeit eine viel zu starke Passivität aufgedrückt, und so sehr das Weibliche zu einem vorherrschenden Elemente in ihm gemacht, daß zu Zeiten der strengsten Hierarchie Kirche und Staat selbst unter dem Attribute der Frauenherrschaft standen, nämlich unter dem Pantoffel des Papstes. Dies aber führte sehr natürlich große Nachtheile auch für die gleichmäßige Anerkennung der Geschlechter herbei.

Dennoch finden wir auch in der Kirche Frauen und Männer in einem heitern, harmonischen Verkehr mit einander, wenngleich von einseitig kirchlichen Interessen bewegt. So Theodelinden, die Longobardenkönigin, und den Papst Gregor den Ersten, im sechsten Jahrhundert. Aber hier handelte es sich ja auch, wie angedeutet, keinesweges um die Harmonie des Geschlechtlichen und deren Vollendung im Geist. Während der Papst wohl schon manchen goldenen Ring an manchen Bischof verschenkt, erhält die Longobardenkönigin nur die eiserne Krone von Monza, und wenn diese auch von Gold war, so war es doch eben kein — Ring.

Während nun schon in der Abscheidung der Geschlechter in Nonnen und Mönche, die Befreiung und Gleichstellung der

Frauen und Männer um vieles beeinträchtigt wird, so tritt vollends im Cölibat — wenn dasselbe unter Umständen auch allerdings eine hohe und heilige Bedeutung hat — eine entschiedene Verletzung jenes reinen Verhältnisses hervor. Da aber das Christenthum, wie wir gesehen, die Ebenbürtigkeit beider Geschlechter überall zur Voraussetzung macht, und sie im Geiste auch erreicht, so war jenes unnatürliche Gesetz des Cölibats viel zu ohnmächtig, als daß es den Sieg des Geistes und seine Einigung des Geschlechtlichen hätte verhindern können. Durch ein ganz neues Märtyrerthum, durch Qualen und Wonnen, durch Prüfungen der furchtbarsten Art, durch ein tragisches und hochnothpeinliches Pathos sehen wir die Liebe der Geschlechter sogar in der Kirche, in den Klöstern sich erhalten, und wenn die Liebenden im Sinnlichen auch getrennt werden, im Geistigen den Sieg der geschlechtlichen Gleichstellung dennoch erringen. Die beiden Gestalten, welche uns diesen Kampf der Liebe um den höchsten Preis und unter entsetzlichen Martern vergegenwärtigen, sind: Abelard und Heloise. —

Mitten im Kloster, auf den kalten Steinen der Kirche, wo unten tief unter Marmor-Quadern in schauerlichen Gewölben die Särge der Todten sich reihen, sehen wir plötzlich eine Liebe zwischen Weib und Mann entbrennen, welche den Zug der Geschlechter zu einander in den ungestümsten Flammen verkündet. Es mochte der stumpfe Mönch, welcher Heloisen in frühester Jugend den ersten Unterricht im Lateinischen ertheilte,

wohl nimmer ahnen, welch' einen Dienst er der künftigen Beredsamkeit zweier Liebenden leiste; welcher Inklination zweier Menschen dieses trockene Deklinations-System einst Sprache geben würde. Und dennoch sollten dieselben Laute, welche dazu bestimmt waren, in Vesper und Ave Maria, in nächtlichen Horen und Vigilien den Ambrosianischen Lobgesang zu artikuliren, sie sollten einst in den zärtlichsten Briefen sich ergießen, sie sollten in feurigen Heroiden und anderen Gedichten dem Geliebten es sagen, wie entzückend und selbst ein Preis Gottes die Liebe der Geschlechter sei.

Ja, sie vergaß es im Andenken an Abelard schon regelmäßig des Nachts, die ewige Lampe am Altare zu versorgen. Sie hatte ja ein anderes Feuer zu hüten, dessen Ewigkeit nicht von Docht und Oel abhing, sondern in den Schlägen ihres eigenen Herzens tief innen die Zeitlosigkeit der Liebe anklingen ließ. Und er? — Er verirrte sich regelmäßig täglich und nächtlich in den Kreuzgängen seines Klosters, in den endlosen Paragraphen, in den einsamen Labyrinthen seiner Scholastik. Er fühlte den Mondschein der Tonsur oben auf seinem Kopf wie einen eiskalten Druck des Wahnes auf sein Gehirn, wenn der wirkliche Mond hoch oben am Himmel lockend in seine Zelle drang, und mit keuschen Liebesstrahlen ihm offenbarte, wie herrlich draußen die Welt sei, wie warm das Leben, wie gottentsprungen die Schönheit, wie Räthsel lösend das Weib, und wie die Geschlechter nimmer zu gedankenloser Abtödtung

ihrer Neigungen berufen seien, sondern zur Ueberwachung derselben, aber auch zur Einigung im Geist. —

Und als nun dennoch die raffinirteste Grausamkeit an ihn herantrat, als man die Liebenden noch unnatürlicher trennte als man sie bis dahin getrennt, hatte man sie wirklich getrennt? — Keineswegs. Ihre Liebe blieb unverletzt. Sie fanden auf dem Marterwege, den ihnen ihre Verfolger zugedacht, und auf den man sie auch hinausstieß, erst recht ihr ungestörtes Asyl in den tiefsten Sympathieen, welche auf geistigem Grunde beruhten.

In Abelard und Heloise begegnet uns zum ersten Mal in dieser großartigen Ausdauer das Verhältniß zwischen Mann und Weib als das des weisesten Lehrers zu der gelehrigsten, sinnigsten Schülerin, unbeschadet ihrer Liebe, ja gerade durch Liebe noch beflügelt. Und man muß es als einen tragisch-erhabenen Witz des Schicksals bezeichnen — wie denn Natur und Geschichte unerschöpflich an solchem Witze sind — daß wie der Geist der letzte Tröster ist in allen Unbilden des Lebens, und wie auch Christus den Seinen den Parakletos (wie es im Griechischen heißt), den Tröster in allen Dingen, nämlich den Geist zurückließ, auch Abelard, als er sich in die wilden Gegenden der Champagne flüchtete, seinen Aufenthalt Paraklet nannte. Und so haben wir denn auch in diesem eigenthümlich gearteten Verhältniß zwischen Abelard und Heloisen einen neuen Beweis für das, was der Grundgedanke unserer ganzen

Entwickelung ist, daß der Unterschied der Geschlechter, dasjenige, was ihren Zug zu einander begründet und beschleunigt, durch den Geist unterhalten und genährt, aber auch durch denselben Geist, und zwar durch Sittlichkeit und andere ideelle Mächte, ausgeglichen und geeinigt wird.

So ist uns zur Charakteristik der geschlechtlichen Verhältnisse des mittleren Zeitalters in einzelnen Paaren, in Dante und Beatricen, in Petrarka und Lauren, in Gregor und Theodelinden, in Abelard und Heloisen ein Auf- und Absteigen, ein theilweises Anklingen und eine volle Harmonie im Geist, zwischen Mann und Weib vor die Seele getreten.

Sehr bedeutungsvoll aber ist zuletzt noch dieses für die damalige Zeit in der Aufhebung der sinnlichen, der materiellen Unterschiede durch Verwandlung, daß wir einer solchen Metamorphose und zwar nach oben, das heißt, nach dem Göttlichen hin, auch im Lehrbegriff der katholischen Kirche begegnen, einer Metamorphose, die uns an jene Verwandlung in der Mythologie der Griechen, aber dort erst nach dem Niederen hin, nämlich in das Thierische, Pflanzliche, Mineralische erinnert. Diese Metamorphose nach oben des Katholicismus ragt schon in den tiefsinnigen Gestaltenwandel geistiger Wesenheiten hinein, nämlich die katholische Lehre von der Transsubstantiation oder die Verwandlung der Materialien des Abendmahls in den Leib und das Blut Christi; so daß dieses katholische Dogma — was auch für die Tilgung des Geschlechtlichen im Geist sehr wichtig

wird — der stärkste, heiligste Ausdruck und die Lösung ist für das schwere Problem, die sinnlichen Unterschiede aufzuheben, um sie in einer gegenwärtigen Gestalt als Einheit zu haben.

Indem wir jetzt in die neue Geschichte übergehen, nähern wir uns mit starken Schritten auch der Lösung unserer speciellen Aufgabe. Wir werden uns hier verhältnißmäßig kürzer fassen dürfen, da das Lebensblut der neuen Zeit in unser Aller Adern umrollt.

Die Freiheit des Geistes, die Freiheit des Individuums, wo es durch Evangelium und durch Vernunft berechtigt ist, dieses Grundprincip der Reformation wird hoffentlich der Gleichberechtigung der Geschlechter zu Statten kommen. Aber, auf wie großen Umwegen erst, die man freilich selbst verschuldete! Luther findet die Freiheit im Geiste und durch den Geist im Evangelium vor, und verkündet sie von der Kirche, von der Kanzel aus. Die Wissenschaft und bald auch die Kunst, wenigstens in der Wiedergeburt der Poesie, erstehen jetzt in nie geahneten Gestalten, und verkünden durch sich selbst die Auferstehung der Freiheit in tausend Schöpfungen. Völker bluten für die Freiheit und verbluten sich fast für sie, und dennoch? — Haben sie bis dahin erreicht, was sie für Alle erreichen wollten? haben sie es wenigstens für den näheren Bezug der beiden Geschlechter erreicht? Mit nichten! Und zwar deshalb nicht, weil in der neuen Zeit auf Seiten vieler einzelnen Männer und Frauen eine Selbstüberhebung erfolgte, welche die Freiheit in

dem Grade in sich ertödtete, als sie dieselbe in Anderen nicht wollte aufkommen lassen, und als sie die Freiheit eben nur in die Selbstsucht setzte.

Wir stoßen hier auf ein merkwürdiges Ding, auf ein Ungethüm, welches sich aus dem Mittelalter, ja, wenn man will, aus dem Alterthum noch herschreibt, welches sich aber auch bis in unsre Tage hinein noch fortpflanzt, ob es jetzt gleich in sehr verfeinerter Gestalt existirt. Dieses Ding ist die Leibeigenschaft. Sie ist nicht bloß, wie man gewöhnlich meint, in jener alten Nacht des Feudalwesens vorgekommen, auch die römischen Kaiser übten sie aus an den ersten Christen. Sie ist dann aber vor Allem in dem Inquisitions-Verfahren von Päpsten und weltlichen Fürsten gegen die Protestanten angewendet, und äußerst probat befunden worden. Und so hat sie sich auch geschlechtlich, zumal von dem Manne gegen die Frau, oft in der abscheulichsten Weise geltend gemacht. Zuletzt ist aber auch das noch als Leibeigenschaft zu bezeichnen, was besonders unter den Modernen, welche den Geist und deshalb auch den Leib in deren Würde am wenigsten Preis geben dürften, als ein Mangel an umfassender Vernunft, als der Trug eines sophistischen Verstandes erkannt werden muß, nämlich der Wahn, daß das Individuum berechtigt sei, den eigenen Leib als ein Spiel willkürlichen Genusses zu betrachten, um, wenn dieser verwirklicht worden, aus eigener Machtvollkommenheit dem Geist und der Natur den Lebensdienst aufzu-

kündigen und den Leib fortzuwerfen. Dieser moderne Wahn, welcher viel mehr auf Schwäche des Verstandes, denn auf Bösartigkeit des Herzens beruht, und die Folgen nicht ahnt, hat der freien Stellung der Geschlechter zu einander mehr Abbruch gethan, und auf das Leben in der Oeffentlichkeit entnervender gewirkt als alles andere.

Die Ueberschwänglichkeit in der Huldigung der Frauen von Seiten der Männer, welche wir im Mittelalter kennen gelernt, äußert sich später zunächst darin, daß die Frauen aus ihrem früheren Gleichmaß, aus ihrer schönen Anspruchslosigkeit oft völlig hinausgehen. So wird die Harmonie der Geschlechter auch durch die Frauen noch mehr unterbrochen, als es schon durch die Männer bewirkt worden. Der Contrast zwischen der weiblichen und männlichen Natur, ja der Contrast unter den Frauen selbst, wird dadurch noch erhöht, aber er erhält schon etwas Unnatürliches, etwas Unschönes, etwas Bizarres. So begegnen wir denn in der neuen Zeit, bis in die neueste hinein, besonders zahlreich jenen mannweiblichen Gestalten, die oft durch das Weitumfassende, durch das Schöpferische ihres Geistes in Erstaunen setzen, die aber dennoch unserm Tadel nicht entgehen, da sie das naturgemäße Verhältniß, welches unter den Geschlechtern durch den Geist zwar ausgeglichen, aber selbst auch erhalten und verklärt werden soll, völlig verschieben, und statt der Freiheit im Handeln nur die Willkür offenbaren.

Dasjenige Gebiet, auf dem die Contraste spielen, gewinnt jetzt aber eine besonders große Erweiterung durch den Katholicismus und Protestantismus auch in Betreff der Geschlechter. Dieser Einfluß des Confessionellen erstreckt sich auf das Geistige wie auf das Sinnliche, bis auf die Physiognomie und das Colorit der Gestalten hin, und wird wieder vielfach nüancirt durch nationale und klimatische Unterschiede, wie sich denn von jetzt ab der Gegensatz von Süd- und Nord-Deutschland auf's Stärkste geltend zu machen weiß. Das Inkarnat der Maler hat der Wirklichkeit gemäß den Gegensatz, namentlich des Confessionellen, oft auf's Treueste wiedergegeben.

Das weibliche und männliche Fleisch des Katholicismus, wie es als Sinnliches das Ideelle offenbart, ist ein wesentlich anderes als das des Protestantismus oder das der Pietisten oder der Herrnhuter. — Das Fleisch des Katholicismus ist im Allgemeinen blühend, weich, nach außen vortretend, und hat in Frauen wie Männern den Ausdruck einer oft geistreichen Gelassenheit, eines lieblichen Stilllebens, welches den Geist in die Ruhe der Beschauung versenkt, oder ihn, wenn draußen die Leidenschaften ausgetobt haben, auch wohl in eine weltliche Klugheit concentrirt, die sich oft wieder seltsam mit einer gewissen Einfalt vereint, und sich zumal seitwärts am Kopf, in dem Zusammengedrücktsein der Schläfe, in einem harten Oval des Oberschädels charakterisirt, wie im Jesuitismus und in Mönchen und Nonnen überhaupt. Höchst merkwürdig ist, wie sich

diese katholische Beimischung selbst da, wo das Romanische in stärkster Weltlichkeit hervortritt, immer noch erkennen läßt. So hat Napoleon auf den besten Gemälden, die ihn uns aus seiner frühsten Zeit vorführen, in der Physiognomie, besonders nach dem gedrungenen, fleischigen, stark gerötheten Halse zu, etwas durchaus Klerikalisches. Es fehlte ihm allein Tonsur und Corpulenz, und er wäre der artigste, contemplativste Mönch von der Welt. Und könnte Napoleon nicht wirklich auch geistliche Studien im Geheimen gemacht haben, um den heiligen Vater mit gleichen Waffen zu bekämpfen? Herr von Talleyrand wäre neben Napoleon, dem Welt überwindenden Mönch, der schlaueste, verschmitzteste Weltpriester; wie er es ja gewesen. — So geht, freilich in ganz anderer Ausdrucksweise, ein stehender Zug des klerikalischen Elements durch die ganze Genealogie des Oesterreichischen Herrscherhauses, der vorzüglich in den Männern, sogar in dem aufklärenden Joseph, aber auch in den Frauen, wie in Maria Theresia, deutlich hervortritt. — Das Fleisch des Protestantismus ist zart, fest, nach innen zurücktretend und abgeblüht, aber es setzt überall schon geistige Frucht an, die innen oft mächtig treibt, ja es spricht die Fülle der Reife bereits aus, so daß statt der bloß geistreichen Gelassenheit und weltlichen Klugheit hier eine ganze Stufenleiter geistreicher Erregtheit und schöpferischer Lebendigkeit, nicht im tastbaren Fleisch, sondern in einer reinen Ideal-Form, plastisch sich ausprägt. — Im Pietismus, und zwar bald nach Spener,

ist das Fleisch der Frauen und Männer bleich, ohne alle Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, es hat seine Durchsichtigkeit verloren, als sollte es dem inneren Menschen ein Hinderniß werden, daß er in die Herrlichkeit der Welt und der Ideen hineinschaue. — Bei den Herrnhutern endlich ist das Fleisch abgehärmt, verweint, von Thränen verwittert, wie auch Statuen oft verkommen und verwittern, wenn sie der Nässe ausgesetzt werden. — Führen wir uns jetzt einige Gestalten verschiedener Nationalitäten vor.

Ein ächt protestantischer Charakter, durch brittische Nationaleigenheit und Energie modificirt, begegnet uns in Elisabeth von England. Hier haben wir schon das ächte Mann-Weib. Und doch dürfte es nicht leicht zu entscheiden sein, wo das Männliche in ihr aufhört, und das Weibliche beginnt. Diese gebieterische Verständigkeit und Härte des Verfahrens, dieses eminente Talent der Aneignung, bis auf die alten Sprachen und die Masse der Gelehrsamkeit, dieses ehrgeizige Verweilen in der Einsamkeit, um anhaltende Studien zu machen, große Regierungspläne zu schmieden, vielleicht noch mehr, sich vermissen zu lassen, dieses thatenvolle, großherrschende, siegreiche Eingreifen in die Welt politischer Ereignisse und endlich, diese standhafte Abneigung gegen die Verheirathung, diese öffentlich nie wankende Entscheidung bis zur Vollstreckung des Todesurtheils und noch drüber hinaus zeigen uns in Elisabeth ohne Zweifel den Mann, der unter Männern

noch der stärksten einer wäre. Und dennoch? — betreffen wir Elisabeth im Privaten ihres Herzens nicht fast auf einem Spiel mit Leidenschaften für Männer? mit Intriguen und Ränken für oder wider ihre still gehegten und dann schnell wieder abgewiesenen Lieblinge? erbebt sie nicht selbst davor, indem sie es sich gesteht? aber — sie gesteht es sich doch, und schon erkennen wir sie als Weib. Doch sie scheint es auch nie bei sich selbst, wenn sie mit sich allein war, versäumt zu haben, sich zu fragen, wie ihre etwaige Schönheit und Liebenswürdigkeit sich wohl ausnähme in Vergleich mit einer anderen, ach, vielleicht mit einer weicheren, weiblicheren, entzückenderen und dennoch ebenbürtigen. Und vielleicht noch im Spiegel jenes entsetzlichen Beiles sogar, welches Marien das edle Haupt vor die Füße legt, selbst in diesem furchtbaren Spiegel hat Elisabeth noch eine Sekunde Zeit, ihr eigenes Bild zu sehen, und es mit dem reizenderen Mariens zu vergleichen. Und nun ihre Nerven? und nun ihre Herzens- und Gewissens-Schläge? Sie scheint Weib und Engländerin genug gewesen zu sein, um alle Zartheiten innigster Empfindung, aber auch alle thränenvolle Schwermuth eines sensitiven, weiblichen Gemüths durchgemacht zu haben, und das edle Weib gestand ihrer Natur und ihrem Geschlecht gerne zu, was die Herrscherin ihrer Nation und der Welt nie zugestehen durfte. Und so vereinigen sich in dieser Elisabeth, in ihrer hellen, kalten Verständigkeit nach außen hin, die schärfsten Contraste, schon ge-

gen Philipp, vor allen aber gegen Maria Stuart. Nie hätte die protestantisch-politische Ueberwachung, mit der Elisabeth sich selbst behütete, es zugelassen, daß sie so schwärmerische, so katholisch-weiche Monologen hätte halten können, wie sie Marien dem Geiste nach Schiller keineswegs angedichtet hat. Aber auch gegen ihre Lieblinge, oder gegen diejenigen, die es doch sonst gewesen waren, ließ Elisabeth dem Contrast einen so freien, mannweiblichen Spielraum, daß sie hier förmlich wie ein beleidigter Privatmann handelte, während sie doch ein Weib und noch dazu eine Königin war.

Wenn wir nämlich früher, als wir das Weibliche in den Blumen und die Blumennatur in dem Weiblichen betrachteten, die Frauen eine so bedeutende Stellung im Geschmacksurtheil einnehmen sahen; wenn wir es so sinnig fanden, daß ein weibliches Wesen dem verdienstvollen Manne die Blume zum Preise darreicht, so war jene berühmte Ohrfeige, welche Elisabeth von England dem Grafen von Essex gab, allerdings eine sehr unweibliche Preisvertheilung an einen Mann, und noch dazu von der Hand einer Königin. Und dennoch drückt gerade diese Ohrfeige, welche die Hand einer Frau giebt, die sonst keinem Manne ihre Hand giebt, diese Ohrfeige, welche ohne Zweifel eine feurige Röthe an der Backe Sr. Hoheit zurückließ, und ihnen wohl gar eine Rose am Kopfe zuzog, den resoluten, den feurig-protestantischen Charakter Elisabeths mehr aus, als ihn die schönste Rose am Knopfe des Grafen ausge-

drückt haben würde. So daß wir in dieser Ohrfeige Elisabeths gleichsam eine Blumen-Symbolik jener früher erwähnten drei Punkte finden: die Ausübung der fühlbarsten Leibeigenschaft, die mannweiblichste Energie, den handgreiflichsten Protestantismus. —

Die Einsamkeit einer Frau auf dem Thron, wenn diese keinen Gemahl sich zur Seite hat, muß oft grauenvoll sein, und in des Weibes Brust die Welt zu einer Oede um sich und über sich ausdehnen, welche das Entsetzen hervorruft. Und zwar um so mehr, je energischer und geistvoller die Frau ist. Denn so tief liegt das Bedürfniß der Anschmiegung an den Mann in der weiblichen Natur, daß es auch der stärkste, mannweibliche Charakter nicht ganz verläugnet, indem er nie ganz bei sich aushält. Es ist ein gewisses Etwas in den edleren Frauen, welches, ungeachtet aller angeborenen Herrschsucht, dennoch nicht Mann, nicht Haupt, nicht höchste Autorität sein will, und, wenn es die Nothwendigkeit gebietet, mit dem Schicksale darüber grollt. Und nun gar noch in einem Reiche als Weib das être suprême sein? Gewiß, es schmeichelt der Eitelkeit, dem Ehrgeize des Weibes, aber dennoch vergiebt sie es dem Schicksale nimmer!

Dies ist zu beachten, um einen der geistreichsten aber auch schroffsten mannweiblichen Charaktere, vielleicht den eigensinnigsten, streng aber auch gerecht zu beurtheilen; ich meine Christine von Schweden. Ein tief tragischer Zug geht

durch ihr ganzes Leben. Sie würde in einer anderen Stellung mit ihrem Geiste ganz anders noch vorgeleuchtet haben, aber nun soll sie regieren, und sie will es doch nicht, nun soll sie sich vermählen, und es widert sie doch an, und — aus Verzweiflung über ihr Schicksal umgiebt sie sich statt mit Portefeuille's mit einer altfränkischen Garderobe gelehrter Allongenperrücken, statt einen weltlich Ebenbürtigen zu heirathen, vermählt sie sich mit der Kirche, heirathet sie gar den Papst, das heißt: sie wird katholisch.

Wie Ludwig **XIV.** sich außer den Männern mit geistreichen Frauen umgab, und die Vielweiberei der Geistreichigkeit außer der Liebe ohne Liebe noch liebte, so umgab sich Christine mit gelehrten Männern, und bildete um sich eine Vielmännerei derselben eiteln Geistreichigkeit ohne Liebe. Aber, welche Nemesis sollte Christinen verfolgen! Auch hier wieder jener ironievolle Witz des Schicksals in der Geschichte, wie wir bereits darauf hingewiesen haben. Ein einfacher Stuhl sollte im Leben Christinens dämonisch werden. Wenn sie nämlich von einem jener ehrwürdigen Philologen an ihrem Hofe zu sagen pflegte, er wisse zwar in jeder Sprache den Stuhl zu benennen, aber sich auf keinen mit Geschick zu setzen, so sollte Christine zeitlebens an diesen fatalen Stuhl denken. Denn indem sie sich dem Stuhle des Papstes zuwandte, indem sie katholisch wurde, so setzte ihr — wie man zu sagen pflegt, jemanden den Stuhl vor die Thüre setzen — die Hand des

Schicksals jetzt wirklich den Stuhl des Papstes vor die Thüre ihres eigenen Hauses, ihres Landes, indem ihr Volk sie, die katholisch gewordene, nicht mehr in das Reich zurückkehren ließ.

Und welchen Contrast bildet diese mannweibliche Christine mit ihrem Katholicismus nun gar zu ihrem Vorgänger Gustav Adolph, dem Retter und Ritter des Protestantismus! Welch' ein milder Geist zartester Frömmigkeit geht mit ritterlicher Tapferkeit Hand in Hand durch Gustavs ganzes Leben! So daß wir glauben könnten, diese ganze, weiche Seele Gustavs habe sich nach einem protestantischen Gesangbuch mit dessen heiligem Sonntags-Athem, mit dessen schwärmerischer Wundentheologie und den süßtändelnden Reim-Spielen gebildet, während sich in Christinen eine harte, unterhaltungssüchtige Eitelkeit durch so viele Jahre hindurchzerrt; so daß, indem sie immer nach neuen Büchern hascht, nach neuen Kunstschätzen geizt, auch nach Italien ihr Gelüsten durchsetzt, sie doch endlich nur im Schaugepränge einer Convertitin ihre Befriedigung findet, und sie dennoch nicht findet. Und gedenken wir nun noch gar der Unthat, welche sie an Monaldeschi'n üben läßt, so steht auch ihre letzte Stunde in einem tragischen Gegensatz zu dem tapfern, frommen Tode Gustavs; beide sterben in der Fremde, er aber auf dem Felde des Ruhmes, gesegnet von allen protestantischen Völkern, sie im Exil, nicht geachtet, verfolgt, verwünscht, selbst von katholischen Völkern, gehaßt von ihrer eigenen Nation. Und so finden wir auch bei Christine'n die

Vereinigung jenes Dreifachen, schon bei Elisabeth Erwähnten, nur bei der Schwedenkönigin statt Energie mannweibliche Unnatur, statt des Protestantismus einen herbeigequälten Katholicismus, endlich statt der bloßen Leibeigenschaft einer Ohrfeige — denn Mariens Hinrichtung hat einen ganz anderen Charakter — den Ausbruch einer Leibeigenschaft bis zur Grausamkeit, die Hinrichtung Monaldeschi's. — —

Aber welch' einem unübersehlichen Gewirre des Lebens, welchem orgischen Rausch der Genußsucht, der Eitelkeit, der Leidenschaften, des wildesten Frauen- und Männerverkehrs begegnen wir in Frankreich! Es ist eine durch Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Redoute, die mit einem unerhörten Aufwande von Geist ausgeführt wird, aber auch die Sittlichkeit zum Ruin bringt, und nur mit dem Leben und Wohl, mit dem Marke einer ganzen Nation ihre Kosten bestreitet. Wir wollen aus diesem glänzenden aber geisterhaften Nachtstück nur eine alte Cokette und eine Episode der Frivolität herausstellen.. —

Man muß nur erst eine Welt begreifen, oder man muß sich, noch mehr als das, mit Phantasie in die Phantasie einer Welt hinein versetzen, und man wird ihre Endlichkeit einsehen, und man wird über das, worin sie beschränkt war, völlig hinweggehoben. Das gilt denn auch von jener Welt der Franzosen, während der Herrschaft Ludwigs XIV. und seines Nachfolgers, bis zur Revolution und noch drüber hinaus, einer Welt, in der Frauen und Männer von Geist eine so außer-

ordentliche Rolle spielten. Die Franzosen der damaligen Zeit hatten viel mehr rhetorisches Pathos als Dichtkunst, viel mehr Scharfsinn als Denkkraft, viel mehr Einbildung als Phantasie, und dennoch hatten sie eine ganz aparte, eine erstaunenswerthe, eine Conversations-, eine Stuben-Phantasie, welche die Religion und die Weltweisheit, welche die Kunst und die Politik zu verflachen, aber mit Geist zu verflachen wußte, eine Phantasie, welche die Frauen und Männer der damaligen Zeit im Wechselspiel der grellsten Contraste völlig erklärlich macht.

Wir begegnen auf unserer Wanderung zuerst einer der angebetetsten Gestalten des schönen Frankreich, Ninon de Lenclos. Auch in ihrem Leben häufen sich die Contraste der weiblichen und männlichen Natur, ja die Contraste von Ninon's eigenen Liebhabereien und dem Geschmacke der übrigen Welt, und es gehen diese Gegensätze in Ninon bis zu einem animalischen Extreme des Geschmacks fort, sogar in der Liebe, im Schönheitssinne. Ninon macht bekanntlich noch im 80. Jahre einen jungen Mann in sich verliebt, und wenn sie ihn selbst auch nicht liebt, so hegt und pflegt die geistreiche, geschmackvolle Toilettenkünstlerin doch statt seiner ein kleines, grunzendes, vierfüßiges Geschöpf, welches sie stets mit sich nimmt, wie andere ihr Schoßhündchen mit sich führen. So könnte uns diese Alte, die im Alter immer noch liebenswürdig und reizend ist, wie eine moderne Kirke erscheinen, indem sie die Männer ihrer Zeit wegen Untreue und Sinnlichkeit in

Thiere verwandelt, und so steckte denn in jenem borstigen Lieblinge Ninon's vielleicht irgend ein französischer Abbé oder Ludwigsritter oder gar ein Freigeist, der eine so erniedrigende Seelenwanderung, und also doch Unsterblichkeit, da er doch nicht an Unsterblichkeit glaubte, wohl nimmer für möglich gehalten hätte. Mögen sich die starken Geister aller Zeiten in Acht nehmen!

Aber — um wieder auf jene allerliebste Conversations-Phantasie der damaligen Franzosen zu kommen — man wußte sich so artig zu beschränken, man wußte sich so erfinderisch aus der Weltstadt eine Welt, aus dem Hofe und dem Fürsten einen Himmel, einen Gott zu bereiten, daß man leicht über die Frage hinweghüpfte, ob es noch einen höheren Beruf der Geschlechter, ob es noch einen anderen Himmel und einen anderen Gott gäbe, als den der höchsten, weltlichen Kreise. Und dennoch war der Anfang wie das Ende eines solchen Frauen- wie Männerlebens oft eben so trist als bigot, oft eben so verwaist als trostlos. — —

Mademoiselle wird geboren in sehr exklusiver Umgebung. Alles ist hier ausgesucht, alles ist hier glänzend, bis auf die niedrigste Bedienung, bis auf das einfachste Möbel; alles athmet hier einen gewissen königlichen Parfüm, und doch macht es sich, als wäre es an diesem Orte nicht recht einheimisch, als wäre es nur für den Augenblick vom Hofe herübergeschickt worden, um dem jungen Ankömmlinge die Honneurs darzubringen.

In dieser Geburtsstunde ist alles so abweichend von je-

der anderen, so daß man nicht einmal sagen kann — wie man doch zu sagen pflegt — dieses Kind hier erblicke das Licht der Welt. Denn es ist in dieser Umgebung alles und jedes künstlich, auch das Licht, welches die Zimmer erhellt, und so sieht denn dieses Kind in der That nichts vom Lichte der Sonne, denn es sind auch in dem alten Paris die Häuser sehr hoch, und der Himmel — fast allegorisch — ist verbaut, denn man braucht ihn ja nicht.

Aber schon wird Mademoiselle von der Mutter entfernt, und den kirchlichen Ceremonien in aller Strenge übergeben. Doch auch nach der Handlung der Taufe bleibt Mademoiselle von der Mutter entfernt, und wird in eine Pension gethan, von einer Bonne genährt und erzogen. Wie bequem, wie behaglich für eine Mutter, ihr Kind einer Bonne zu überlassen, und unterdeß geistreich zu sein! — Und mit jedem Jahre wird es einsamer und trister um Mademoiselle. Mademoiselle kommt in ein Kloster. Man unterrichtet sie in den Wissenschaften, in den Künsten, aber auch in der katholischen Religion. Natürlich mit viel Bigotterie, mit etwas mehr Jesuitismus, am meisten mit atheistischen Grundsätzen; so daß sich in Mademoiselle zwar das Verlangen nach Religion einfindet, aber sehr bald auch der Widerwille gegen alle Religion, die Heuchelei, die weltliche Klugheit, die Selbstgenugsamkeit eines praktischen Urtheilsvermögens. Ist solch fein angelegter Erziehungs-Plan etwa vom Hofe ausdrücklich beliebt worden? —

Aber — Mademoiselle soll in die Welt. Mademoiselle hat glänzende Anlagen, sie hat viel natürlichen Verstand, sie hat Mutterwitz, sie hat seltene Gewandtheit, sie hat schon complete Tournüre, doch sie verräth, sehr beachtenswerth, eine gewisse Neigung zum Nachdenken, sogar zur Melancholie. Eine Französin zur Melancholie! Aber Mademoiselle verspricht ja vor allem schön, reizend zu werden. Mademoiselle muß in die Welt, aber vorher in ein weltliches Pensionat. Hier ist die Kunst zu glänzen, in der Welt zu glänzen, die Aufgabe alles wissenschaftlichen und künstlerischen Unterrichts. Religion ist gar kein Gegenstand mehr. Aber ein verwünschter Abbé geht dennoch hier aus und ein, und, obwohl selbst in alle Geheimnisse des feineren Weltumganges geweiht, erzählt er Mademoiselle dennoch eines Tages — da Physik Hauptunterricht ist — außer den Cartesianischen Teufelchen etwas von den bekannten Wirbeln desselben Philosophen. Aus den Teufelchen wird zuletzt der Teufel, und hier hat offenbar der Teufel sein Spiel. Der Wirbel des Cartesius steigt Mademoiselle zu Kopf, indem der Wirbel den Wirbel anzieht, und seitdem fragt Mademoiselle unaufhörlich nach den Wirbeln der Welt. Man kommt noch gerade zu rechter Zeit, um größeres Unheil für Mademoiselle abzuwenden, auf einen guten Gedanken. Man bearbeitet ihr Wissenwollen um die letzten Ursachen der Welt mit einiger — Experimentalphysik. Fürwahr ein ganz neues Experiment! Man legt Mademoiselle auf den Wir-

bel der Metaphysik eine Eisblase der praktischen Physik. Ja, die Physik der Marquise du Chatelet thut hier auch, wie es scheint, Wunder. Mademoiselle ist nicht mehr überspannt, sie wird vielmehr äußerst gesetzt, Mademoiselle läßt ab von allem Grübeln, sie wird in der Conversation immer geistreicher, allerliebster, hinreißender, Mademoiselle entwickelt sich zur üppigsten Blüthe der Schönheit, Mademoiselle kommt zu Hofe. — Ah! welche Carriere!

Hier steigt Mademoiselle von Cirkel zu Cirkel. Die Dichter, die Weltweisen, die Abbé's, die Ludwigsritter, die Officiere, die geistreichsten, ränkevollsten Frauen drängen sich aus Witz- und Neubegierde um Mademoiselle. Man ist von ihrer Anmuth, von ihren Bonmot's, von ihrem feinsten Weltton entzückt; man will es von weiblicher Seite nicht sein, man muß es wohl sein, da Mademoiselle eben hinreißt. Dafür beschließt man aber auch, sich zu rächen, sie nicht höher steigen zu lassen.

Und doch hat der Fürst von Mademoiselle bereits Kunde erhalten. Sein Wille ist Allmacht. Mademoiselle erscheint heute Abend in des Fürsten ausgesuchtestem Cirkel. Sie blendet aller Augen durch ihre Schönheit, sie bezaubert aller Ohren durch ihr Französisch. Sie imponirt sogar dem Fürsten wie keine noch. Aber — sie verwundet ihn auch. Er zeichnet sie in sein Herz. Er zieht sie in das allerliebste Boudoir einer Fenstervertiefung, in ein Zwiegespräch. Er will in ihr ganzes Leben eingeweiht sein. Mademoiselle erzählt mit Grazie, aber

auch mit aller Aufrichtigkeit, aber auch mit aller Naivität. Ihre Stimme wird musikalisch. Mademoiselle kommt endlich — worauf? auf die Cartesianischen Wirbel. Ihre Stimme zittert. Mademoiselle verfällt in eine tiefe Melancholie, sie bekommt fast Krämpfe, sie bekennt Majestät in gebrochenen Lauten ihre Zweifel, ihre Beängstigungen, trotz der Physik der Marquise du Chatelet und trotz des letzten Balles, den sie bei Frau von Dubarry zur Zerstreuung noch mitgemacht. Mademoiselle gesteht, daß sie oft ein Bangen habe nach den letzten Ursachen der Welt. — — Der Fürst, noch nie in Verlegenheit, jetzt ist er es. Der Fürst war vielleicht noch nie von einer metaphysischen Hand, und noch dazu von der einer Dame, berührt worden. Unmögliche Berührung in dem damaligen Frankreich. Jetzt wird er es! Er erbebt im Innersten. Fast gemahnt ihn jetzt wirklich die Vergänglichkeit alles Irdischen, da — seltsam — von einer Dame, bei Hofe, nach den letzten Dingen gefragt wird. Aber die Schönheit des Weibes vor ihm lockt stärker, und doch — ein solch metaphysischer Wurm in der Rose dieser Schönheit? — Er, der von Liebe Verwundete verspricht Hülfe, verspricht Aufschluß. — Liebliche Schwätzerin, sagt der Fürst, vom Wirbel des Cartesius selbst verwirrt, süße Thörin, Mademoiselle, Eure Angst ist zu heben! — Nie war ein seltsameres Phänomen in den Sälen von Versailles besprochen worden. —

Die Majestät hält Wort, die Majestät hält Rath, wie

sie ihn noch nie gehalten. Und die Abbé's und die alten und die jungen Professoren und die Doktoren der Sorbonne und die Physiker und die Weltweisen drängen sich um den Fürsten. Welches Mittel ist hier anzuwenden, um den seltsamsten aller Skrupel in einer so artigen Schönheit zu tilgen? sie der Welt, sie den Geistern des Frohsinns, sie den Genüssen wiederzugeben? Endlich ist Hülfe da, ächt französische Hülfe. Das système de la nature! Mademoiselle, Ihr sollt das système de la nature lesen! Mademoiselle, Ihr sollt eine instruction in dem système de la nature nehmen! — Und also geschieht es. Und die französische Natur in der gelehrigen Schülerin siegt über das tiefere, sehnsüchtiger angelegte Weib.

Mademoiselle ist bei Hofe. Sie ist wieder im geheimsten Cirkel des Fürsten. Sie ist heiter, ist hinreißend wie sonst. Mademoiselle hat um die Gnade gebeten, heute ein Automat vorzeigen zu dürfen, welches sie selbst aus Pappe verfertigt. Sie sitzt gar artig auf einer goldenen Tribüne, ja, sie liegt mehr, als sie sitzt, auf prächtiger Ottomane, im Nu in eine orientalische Zauberin verwandelt. Mademoiselle hat einen magischen Kreis um sich gezogen. Sie enthüllt aus ihrem Shawl eine graue, unförmliche, chaotische Masse, aus der unscheinbare Pünktchen wie Funken sich ablösen. Ein goldener Regen von Atomen sprüht umher, und ballt sich zur Welt und zu Welten. Massen gehen aus Massen, Sphären aus Sphären hervor, Planeten aus Sonnen, Monden aus Planeten, Kometen fahren mit

langen Schweifen dazwischen, und Nebel um Nebel glühen zu neuen Welten auf, und die Erde beblümt sich, und die Erde bevölkert sich. Mademoiselle hat aus dem système de la nature gelernt, wie alles sich selbst geschaffen habe, ja, wie ein Jeder die Welt schaffen könne. Was bedarf es noch eines Gottes? le monde, c'est moi, zwar nicht pantheistisch, aber doch egoistisch. Mademoiselle hat jetzt das System der Welt werdenden Atome in der Hand wie sonst einen Strick-Strumpf. Mademoiselle entwirrt den unförmlichen Knäuel des Chaos zu einem funkelnden Sternen-Reigen, zu einem glänzenden Welt-Netz, und keine Masche verliert sie. Mademoiselle setzt das système de la nature in Scene, ja sie sitzt als artige Schöpferin jetzt aufrecht, die kleine Frivole, und unter dem Schemel ihrer kleinen Füße drehen sich die Sonnen und die Planeten, die Monden und die Erden, die sie so eben geschaffen, in den ungeheuern Räumen des Firmaments, wenigstens des Fürstenhofes. Mademoiselle singt einen ergreifenden Gesang, nach dem sich die himmlischen Körper wie nach Castagnetten bewegen. Sie singt den Sphärengesang. Aber alles ist jetzt verschwunden. — Und Mademoiselle erhebt sich. Und sie schwebt hernieder, und sie befindet sich mitten im Wirbel der Welt, im Wirbel des Hofes, und sie tanzt, aufgelöst in bacchantische Lust vom Wirbel bis zum Fuße, den Wirbel der Atome, den Wirbel der Weltschöpfung. Sie tanzt das système de la nature. So offenbart sie dem Fürsten ihre

Bekehrung, ihre Heilung, ihren Dank. Der Fürst ist ganz hin. Mademoiselle wird seine Gattin, seine Göttin, sein Gott. So verhängnißvoll wird jener Wirbel des Cartesius im Kloster für Mademoisells Leben, und — entscheidet ihr Glück, um das Tausende sie beneidet haben. —

Beneiden wir sie nicht. Bedauern wir sie vielmehr und ihr, in vielem so interessantes, in der Hauptsache so flaches Zeitalter. Mademoiselle hat des Fürsten Liebe. Sie wird Duchesse. Ihre Hoheit werden sehr frivol, mit vielem Witze frivol. Und dennoch ist neben vielem Vergänglichen auch der Rausch jener Liebe vergänglich, und sie bringt einen Segen, der für Duchesse keiner ist. —

Wir finden Duchesse nach einiger Zeit in einem ähnlichen Schicksal, wie ihre Mutter, da Mademoiselle nicht das Licht der Welt, sondern nur das der Candelaber erblickten. Aber jetzt haben Duchesse ihre Rolle auch ausgespielt. Sie sind, was man bei Hofe so nennt, abgethan, ein für alle Mal abgethan. Sie gehen jetzt in das einsame Stifts-Pensionat der heiligen Kirche, in das große Invalidenhaus der Kleriker, in die stille Katakombe lebender Mumien, in's Kloster, und an die Stelle des Cartesianischen Teufels und Wirbels und des système de la nature tritt jetzt der wirkliche Teufel, der Wirbel der Bigotterie und des heuchlerischen Betschwesterthums, das System der strengen Fasten und anderer Gelübde.

War dieses das würdige Schicksal eines weiblichen We-

sens, welches freilich auch ohne den Wirbel des Cartesius, vor allem aber ohne das système de la nature und ohne eine so lüsterne, im Geistreichen vereitelte Weltperiode zur schönsten Harmonie mit ihrem und dem männlichen Geschlecht hätte gedeihen können? Und doch lag in jenem Cartesianischen Wirbel, wie er die Unglückliche faßte, eine so idealische, weit über ihr Zeitalter hinausgerückte Natur angedeutet, daß sehr wohl George Sand von Mademoiselle abstammen könnte.

Wir haben hier zwar gedichtet, aber wir haben nur zu wahr über das damalige Frankreich gedichtet. Tausend Aehnliches, wovon kein Memoire etwas erzählt, ist damals vorgegangen, und das heutige Frankreich ist seinem geringeren, ernsteren, besseren Theile nach nur durch solche Opfer gerettet worden.

Gestehen wir, daß wir, was jene Zeit betrifft, bei einem Aeußersten von Frivolität und Bigotterie in beiden Geschlechtern angelangt sind, dem eine Umwälzung folgen mußte, und ihm gefolgt ist. Auch Deutschland wurde von jener Frivolität inficirt, und hat das Gift noch nicht völlig ausgeschieden, wie es denn dazu noch eigene Fehltritte in Menge beging. Aber dennoch hat Deutschland für das Gedeihen der beiden Geschlechter seit dem Beginne der neuen Zeit eine Hauptaufgabe zu lösen. Ueberlassen wir uns diesen Anschauungen zur Annäherung an die Zukunft beider Geschlechter in unserer nächsten Erörterung.

# Dritte Vorlesung.

## Hochverehrteste!

Ueberblicken wir den Weg, welchen wir bis dahin zurückgelegt haben, so müssen wir uns gestehen, daß uns, den Grundzügen nach, die Verwirklichung der geschlechtlichen Ideale schon in einigen Gestalten, ungeachtet des Mangels oder Ueberflusses bei Einzelnen, in die Erscheinung getreten ist. Auch haben wir das Ideal mehrfach an seinem Zerrstück erkannt. Wiefern nun die Erscheinung des Ideals immer stofflich, immer räumlich und zeitlich bedingt wird, kann man allerdings zwar nachweisen, daß häufig noch ein bedeutender Rest des Endlichen übrig bleibt, der in die Verklärung, in die Vollendung nicht aufgehen will. Aber das thut nicht den mindesten Abbruch dem Geiste, der uns doch wirklich in jener Erscheinung zugänglich geworden. Ueberhaupt ist es ein Irrthum, zu meinen, das Ideal, das sittliche wie das künstlerische, könne nicht verwirklicht werden, während es doch die ewige Wirklichkeit selbst ist. Oder zu meinen, das Ideal bedürfe eines großen Luxus

der Existenz, eines großen Aufwandes von Mitteln zu seiner Ausführung, während es doch meistens in der Einfachheit, ja oft in der Einfalt, in der Kindlichkeit ohnehin, seine günstigste Geburtsstätte findet. Auf den Bildern des göttlichen Raphael sieht man die Farben brennen, als strahlten sie in unaufhörlicher Selbsterneuung aus ihrem eigenen, inneren Mittelpunkte hervor, und könnten nie diese Frische verlieren. Und dennoch in Vergleich mit andern Meistern, besonders mit Correggio, mit Guido Reni, vollends mit Rembrandt und Rubens, welch' eine Solidität des Gehalts, welch' eine Einfachheit der Ausführung, welch' eine Wirkung der Zeichnung wie der Farbe, die unserer Seele das Feste der Gestalt eingraviren, als wäre es mit dem Meißel, mit dem Grabstichel gearbeitet, die uns das idealische Licht, welches von dem Gesichte ausgeht, ja den Duft der Landschaft im Hintergrunde völlig zu eigen machen! Diese mächtige Wirkung bei so äußerst solider Ausführung besteht aber bei Raphael nicht bloß in der Frische und Unvergänglichkeit des Colorits, sondern in der Einfachheit der Grundlage und Mittel, in der Ideenfülle und Klarheit, die über uns ausgegossen wird, indem wir ein solches Bild schauen; eine Klarheit, die dennoch aus Einer Grundidee herkommt. So daß bei solchem Schauen eines Bildes des göttlichen Raphael uns dasjenige annäherungsweise aufdämmert, was die Bibel so kühn ein Anschauen Gottes nennt.

Wir haben unsre vorige Betrachtung an einer Reihe

von Gestalten fortgeführt, welche uns die Gleichstellung des Geschlechtlichen im Geist, ungeachtet des festgehaltenen Unterschiedes bis zum Reiz des Contrastes, welche uns die Harmonie des Männlichen und Weiblichen in Johannes dem Täufer und der Büßerin, in der Mutter Jesu und im Evangelisten Johannes, vollendet sodann in Christus vor Augen brachte. Sodann trat uns als eine Folge auch in dem Weltlichen die Ebenbürtigkeit der Geschlechter in der Galanterie, in der Dame und im Ritter entgegen. Aber solche Ebenbürtigkeit konnte sich auf der Höhe dieses schönen Wechselspiels der Ehre und Minne nicht erhalten, und so artete denn im Frauendienst das Ritterthum in eine schwärmerische Unfreiheit und Ueberschwänglichkeit aus. Dennoch aber war die Mannichfaltigkeit des sich entwickelnden Lebens hier so bedeutend, daß die Harmonie jede Störung überflügelte in Beatrice und Dante, während uns das Krankhafte der Zeit, und dennoch mit dem Reize der Schönheit gepaart, in Laura'n und Petrarka'n vorüber ging. Sahen wir sodann die Gleichberechtigung der Geschlechter in der Kirche zwar durch den Cölibat gestört werden, so erfreuten wir uns doch um so mehr an Theodelinden und Gregor, mußten aber in Abelard und Heloisen das schmerzlichste Pathos mitempfinden, in welches die Sympathie der Liebenden hineingedrängt wurde. Obwohl nun in der Reformation die Freiheit durch den Geist zu einer neuen Auferstehung gelangte, so sahen wir doch den Mißbrauch der Freiheit gegen ihren eigenen Ge-

halt ankämpfen. In dem Conflikt zwischen dem Katholicismus und Protestantismus, in einer ganz neuen Enthüllung fortgesetzter Leibeigenschaft und endlich in dem Mannweiblichen kam es zu jenen zwar großartigen Frauen-Charakteren, die wir in Elisabeth von England und in Christine von Schweden erschauten, aber die Mannheit der Kraft in weiblicher Gestalt, eine Folge zu weit getriebener, früherer Galanterie, aber die Sprödigkeit des Verharrens auf dem Standpunkt der Weiblichkeit ohne Anschmiegung, der Männlichkeit ohne die Anwartschaft der Natur verletzte uns, und selbst die mildere Erscheinung Maria Stuart's und der ritterlich fromme Gustav Adolph konnten uns mit jenen Mannfrauen nicht völlig zufrieden stellen. Endlich fanden wir gar am Hofe von Versailles ein wahres Schwelgen der Geschlechter im Geistreichen aber auch im Frivolen, und wir sahen die Gerechtigkeit aus solchem Uebermuthe, beim Verkommen der schönsten Anlagen, nur durch eine ungeheure, politische Katastrophe zum Besseren hinüberleiten, und Deutschland war es zuletzt, welches unsre Aufmerksamkeit auf sich zog. —

Wir wollen gern — und es ist dieses ja auch nicht mehr als Schuldigkeit — jedem Lande und Volk seine Eigenthümlichkeit, und seine besonderen Vorzüge zuerkennen, aber wir wollen uns auch in keiner Weise den großartigen Beruf und die große Errungenschaft unserer eigenen Nation schmälern lassen. Die bereits vorliegende Cultur Deutschlands giebt nun einmal diesem

Lande Vielseitigkeit und den Charakter wahrhaften Weltbürgersinnes, so daß wir Deutsche, so lang wir uns nicht mißkennen und ungerecht beurtheilen, allerdings zur Erwartung einer großen Zukunft Grund haben. Gerade unsre Hauptfehler entsprangen stets und entspringen noch immer aus einer schimpflichen Verachtung unserer selbst, aus einer charakterlosen Hingebung an das Ausland, auch was das Verhältniß der Geschlechter zu einander betrifft.

Das Zeitalter der Reformation indessen bietet uns noch viel des Erfreulichen, viel des Erhebenden dar. Es herrscht in dieser Zeit unter Frauen und Männern eine ganz eigenthümliche Sitte, eine große Ehrbarkeit und Leichtigkeit im Umgang, eine wunderbar naive Einfalt und Würde, die ihren unendlichen Reiz vielleicht einer glücklichen Vermählung mittelalterlicher Elemente mit dem freieren Geiste der neuen Zeit verdanken. Es ist schwer, zu sagen, worin jener Reiz denn eigentlich bestanden. Es giebt vielleicht keinen Ort in der Welt, der uns das, was wir meinen, so lebhaft vergegenwärtigen könnte, wie Nürnberg.

Es ist eine seltsam aber höchst zierlich und geschmackvoll verschnörkelte Welt, in die wir treten. Die Dome sind so, die alten Münster, und die Wohnhäuser sind so und die Menschen in ihnen, und unter diesen wieder die Frauen so und die Männer. Alles ist in den Bauten massiv, solid und doch leicht und doch luftig, alles ist auf einander gepackt und

in einander geschoben und in einander gefugt, und alles ist doch wohnlich und bequem und zweckmäßig, und Lebenslust geht unter den Menschen mit Andacht und gesunder Frömmigkeit, und Bürgertreue geht mit Freimüthigkeit, und ausgelassenstes Lachen geht mit Biederkeit und heiligem Lebensernst Hand in Hand. Die Glockenspiele von den Thürmen der Stadt lassen wieder und wieder geistliche Lieder erklingen. Uns Jetzige stimmte das vielleicht elegisch, melancholisch. Jene gesunden, glücklichen Menschen sind fröhlich dabei. Sie schäkern laut auf der Straße mit einander. Sie haben es gern, wenn Religion die Arbeit, den Scherz mit der Ewigkeit accompagnirt. Die Jungfrau, vielleicht die vornehmste der Stadt, begegnet in sittiger Kleidung mit dem zartesten Spitzenkragen auf schwarzem, langem Gewand dem ersten Cavalier des Ortes. Sie steht still in ihrer kerzengeraden Haltung, und nimmt nicht den geringsten Anstand, die Hand dem Junker auf offener Straße zuerst zu reichen, ja sie ihm treuherzig zu drücken. Und drüben kommt der Herr Caplan so eben aus der Sakristei, er tritt so eben aus der Hauptpforte des herrlichen Münsters auf das musivisch gelegte Straßenpflaster, die Lutherböffchen am Kragen und den weiten Luther-Rock, der ihm noch so ungewohnt steht, hinten mit zwei Fingern zusammenfassend, und auch er tritt an die edle Jungfrau heran, und auch ihm reicht sie die Hand, und niemand kümmert sich drum. Und alles ist hier ächt deutsch und ächt protestantisch, wenigstens in diesem

Stadttheil, und alles klingt deutsch bis auf die Springbrunnen, ob sie uns doch fast italienisch klingen sollten, aber auch die Springbrunnen — so stimmt uns die Atmosphäre — sprechen laut deutsch, und plaudern uns die Reformation aus, welche über Deutschland gekommen. Und so, oder doch wenigstens ähnlich, war es in vielen Städten Deutschlands damals. —

Freilich, fand sich in der nächsten Zukunft immer mehr unter den deutschen Frauen und Männern eine ganz und gar sinnlose Nachahmung des Franzenthums, die sich noch dazu anfangs nur auf leere Aeußerlichkeiten, auf Kleidertracht und Umgangsphrasen erstreckte, bis sie erst später, leider aber ebenfalls bis zur Widerlichkeit und Unwürde, in eine literarische Abhängigkeit von Frankreich sich verlor. Und wenn auch allerdings das deutsche Bürgerthum in beiden Geschlechtern damals weniger von diesem Unwesen berührt wurde, als die höheren Kreise, so that es dennoch Deutschlands geistigem Emporkommen, bis in den Anfang des 18ten Jahrhunderts hinein, bedeutenden Abbruch.

Von jetzt ab aber sind es besonders die großen, unvergeßlichen Genien unserer Literatur, die uns vom Auslande erlösen, aber auch auf die Herausgestaltung deutscher Bildung in den seltensten Frauen einen gar nicht zu berechnenden Einfluß üben. Es ist erstaunenswerth, was Klopstock, was Lessing, was Wieland, Herder, Göthe, Schiller und Jean Paul für eine Wirkung auf die Umgestaltung des Ver-

hältnisses der Geschlechter zu einander gehabt, nebstdem, daß sie uns vom Auslande frei gemacht haben. Nie darf die deutsche Nation, nie wird die Nachwelt ihnen das vergessen.

Während nun aber in der Halbbildung der höheren Kreise die Frivolität, gepaart wie immer mit dem Unglauben und einer seichten Aufklärung, zunächst noch fortdauerte, und sich, in Deutschland und drüber hinaus, weit in den Norden hinein, besonders in Dänemark, zugleich ein Niveau der seltensten Frauen- und Männer-Cultur herausstellte, verbreitete sich schon damals mehrfach, als Reaktion gegen das frivole Element, die Prüderie der weltlich und geistlich Gesinnten, und setzte sich das trockne Nützlichkeitsprincip, die Sentimentalität und der Tugendstolz fest. Und selbst bis in unsre Tage noch herein erstreckt sich diese Erscheinung, und dieser Proceß bereitet eben in Verbindung mit dem, was Frankreich nach der Revolution hervorbringt, dasjenige vor, was Deutschland auf die Zukunft der Geschlechter wirken wird. Doch — wir müssen das Angedeutete noch erst etwas specieller in Betracht ziehen.

Göthe ist auch darin so einzig, daß er ganz wie die Griechen immer das Ideale, das Praktische und Wirkliche zugleich giebt. Selbst im Antiken verfährt er so. Der edle, aber von einem idealischen Heimweh erfaßte Schiller vermißte die Götter und Göttinnen Griechenlands, der gesunde Göthe producirte sie. Schiller klagte mit Ceres um Proserpinen, Göthe beging ihren Cultus auf den Fluren des

sonnigen Italien und selbst unter den Nebeln Deutschlands, am Fürstenhofe zu Weimar.

Einzig in seiner Art ist dieses Weimar der classischen Periode in der ganzen Culturgeschichte, und lange noch nicht genug gewürdigt, zumal in Bezug auf die Frauen und deren Ebenbürtigkeit mit den Männern. Kein Land, kein Volk hat etwas Aehnliches aufzuweisen. Athen und Ferrara sind nur geschichtliche Vorstudien zu diesem deutschen und vorzugsweise Götheschen Musenlande. Versailles, in der vollsten Blüthe seines Hoflebens, ist vollends dagegen nur ein lärmendes, geistreiches Spektakelstück. Ich gestehe, daß ich mir ein solches Zusammentreffen von seltensten Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts und günstigsten Umständen, wie das zu Weimar, zur Zeit Göthe's und Schiller's, diese Gleichmündigkeit und Selbstständigkeit beider Geschlechter, ohne viel Redens und Rühmens, nimmer als ein Werk des rohen Zufalls, immer nur als die reifste Vermählung der Geschichtsnothwendigkeit mit der Freiheit des Geistes denken kann, und daher auch das, was daraus entstand, mit allen seinen Gestalten, für unvergänglich halte, nicht bloß in matter Erinnerung, sondern in demjenigen, was die Ewigkeit des Geistes bedeutet, was der classischen Bildung aller Zeiten zu Gute kommt.

Das nun, was das Leben, wie es sich damals unter Frauen und Männern in Weimar entwickelte, so außerordentlich interessant und einzig in seiner Art macht, ist die weise

Besonnenheit, ist die vernünftige Ruhe, ist die hohe Begeisterung für die Verwirklichung des Ideals — an welches man heute oft sogar den Glauben verloren hat — mit denen man damals das Menschenleben überhaupt nahm, und mit denen man das eigene so würdig als möglich einzurichten suchte. Die Leidenschaften, die Unvollkommenheiten des menschlichen Individuums spielten hier eben so gut ihre störende Rolle mit, wie irgendwo sonst in der Welt. Auch hier erfuhr man, daß man sich in keinem Eldorado der Glückseligkeit insularisch abschließen könne. Auch war man viel zu edel, als daß man dieses hätte wollen. Man erfuhr vielmehr, daß man mit den Welt-Conjunkturen und deren finsterem Verhängniß in Wechselwirkung stehe, ja man erfuhr die Vergänglichkeit alles Irdischen durch Leben und Tod, und zwar durch den Tod der ausgezeichnetsten, der geliebtesten Menschen. Aber man ließ sich durch das alles nicht wankend machen. Man hatte das Menschenleben für beide Geschlechter aus dem höchsten, aus dem praktisch-ideellen, aus dem göttlichen Gesichtspunkte erkannt, und suchte dieses Erkennen, so weit die Kräfte reichten, zu verwirklichen. Und daran hatte man genug, und darin war man mit der Vergänglichkeit ausgesöhnt, weil man im Unvergänglichen wurzelte. Die Besseren und die Besten, die Frauen und die Männer von Weimar, hatten sich so in einander eingelebt — wir Jetzige stehen ihnen darin unendlich nach — daß sie sich auf's Feinste und Umfassendste verstanden. Und so hatte man

die große Kunst sich angeeignet, das Religiöse, das Sittliche, das Künstlerische, das Wissenschaftliche aus ganzem Stück herauszuarbeiten, nicht es mit kränkelnder Aufklärungssucht oder Frömmelei zu verpfuschen; man hatte gelernt, das Leben mit allen seinen Mängeln und die Menschen selbst mit allen ihren Fehlern und Unarten mit einem gebildeten Ohr, vor allem aber mit tüchtiger Gesinnung und klarer Verständigkeit als Harmonie herauszuhören.

Es ist ein liebenswürdiger Zug der unverdorbenen Frauennatur und der ächten Frauenbildung auf einem gewissen Standpunkt, daß die Frau nicht g e n a n n t sein will. Es versteht sich von selbst, daß man beim besten Willen ihr darin nicht immer willfahren darf; daß, wo das weibliche Talent bis zur Höhe schöpferischer Thätigkeit sich erhebt, auch der Name sich nicht umgehen läßt. Aber im Allgemeinen, im Kreise des weiblichen naturgemäßen Wirkens, im Gebiete der Sinnigkeit, des Geschmacks, des aufgeschlossenen Verständnisses, im Gebiete einer sittlichen Treue, Ausdauer und Selbstentäußerung ohne Ende, findet die Frau ihren höchsten Ruhm in der Anonymität. Diese Uneigennützigkeit giebt den Frauen eine Größe, wodurch sie alles das wieder einholen, was sie durch eine gewisse Eitelkeit in äußern Dingen — die aber nothwendig ist — versäumt haben könnten.

So wollen wir denn auch, wenigstens an dieser Stelle, wo es sich noch gar nicht um den etwaigen Schriftstellerberuf der

Frauen handelt, sondern wo sie im unmittelbaren Leben, in geistesreifer Ebenbürtigkeit den Männern gegenüberstehen, wie in Weimar, von deutschen Frauen auch weiter keinen Namen nennen, und nur die Ausnahme machen, daß wir mit Recht die beiden Herzoginnen, wegen ihrer seltenen Geisteshoheit, obenanstellen, und nun mehr oder weniger allen den reizenden Gestalten begegnen, welche sich besonders in den Werken Göthe's wie in einem großen Theile der Briefliteratur, die wir bereits haben, und die uns noch vorbehalten ist, auf's Lieblichste abspiegeln.

Das, was die Frauen von Weimar, in den Kreisen, in welchen Göthe und Schiller die Chorführer waren, für alle Zeiten auszeichnet, ist nicht bloß die Gleichmäßigkeit der Herzens- und Verstandesbildung, die Gabe der feinsten Anempfindung und der geübteste Scharfsinn, es ist auch der weise Takt, mit dem man alles und jedes zu behandeln wußte, der reine Antrieb, aus Schönheitssinn und Wissensdurst Gedanken ihrer selbst wegen zu äußern und zu vernehmen, und sich durch all' das in der Bildung zu fördern, ohne zu fragen, was die Welt dazu sagen werde. So daß wir unter diesen Frauen keine Coketterie mit sich und mit andern Menschen, kein Liebäugeln mit dem Schein und dem äußeren Zweck, sondern die Wahrheit und die Ruhe, aber auch die Phantasie der Vertiefung in feste, große Objekte vorfinden. Und zugleich waren diese Kreise so hinweg über alles Vorurtheil bloß formeller Etiquette, daß

sogar der Enthusiasmus hier zum Ausbruch kommen durfte, den man bekanntlich auf einer gewissen Höhe, und jetzt sogar schon in der Mitte der Gesellschaft, für unerlaubt hält; und daß man, während das Maßvolle und Künstlerische einer gewissen Lebensökonomie Allen zur anderen Natur geworden war, auch weiblicher Seits es dennoch liebte, zu gewissen Zeiten in ungenirtester Weise den Erfindungsgeist, die Phantasie des Augenblicks walten zu lassen, um eine Poesie der Wirklichkeit zu erfahren, worin wir Jetzige ebenfalls sehr zurückgeblieben sind. Das allein schon gab dem Umgange der Geschlechter zu Weimar das Gepräge seltenster Bildung, und stellte diese Frauen so sicher und frei in das Leben der Gesellschaft, daß sie nichts wußten von der heute so engherzigen Scheu vor Ueberspanntheit, aber auch nichts wußten von dem Gelüsten, in der Frivolität sich zu ergehen. Denn allerdings ist es eine Unart vieler Modernen, wohinter sie ihre eigene Flachheit und Armseligkeit verstecken, alles Geheimnißvolle verworren, alles Tiefe überspannt zu nennen, und eine Ehrfurcht vor dem zu verwerfen, was über alle bloße Erfahrung hinausliegt, und doch allein dem Menschenleben erst Bedeutung und Werth giebt.

Die kühnste Dichterkraft kann oft nicht schöner dichten als die Wirklichkeit dichtet. So war es auch in Weimar. Die Hand des Todes hatte die seltenen Kreise, von denen wir sprachen, schon mehrfach berührt, aber immer ergänzten sie sich

noch aus sich selbst, und unerschöpflich entwickelte sich aus dieser Gesellschaft ein geistiges Leben, welches seine reine Harmonie durch alle sich darbietenden Gegensätze zu erhalten, zu erhöhen wußte. Und dennoch sollte ein greller Contrast von außen her und zwar aus weiter Ferne hereingespielt werden. Es war ein gellender Ton der Fama, der ihn verkündete. Er kam von Westen. Wie sollte auch eine so geartete Persönlichkeit wie die kommende ohne Herold, ohne den anmeldenden Posaunenstoß des Ruhmes haben erscheinen wollen. Frau von Stael kommt. Man höre, man sehe, man bewundere! Frau von Stael, die berühmte Frau von Stael, erscheint in den Kreisen von Weimar! —

Ohne Zweifel war es Herr August Wilhelm von Schlegel, welcher die erste Anzeige von solchem Ereigniß mündlich und in allen Blättern machte, daß die große Schriftstellerin der großen Nation, daß Frau von Stael in Weimar erscheinen werde. Herr von Schlegel hatte auch bereits einen éloge, im Versmaß einer Canzone, fertig, welchen er sich vor der Büste der französischen Göttin Stael förmlich einstudirte. Herr von Schlegel hatte schon damals den zeisigfarbenen Leibrock, mit langen breiten Schößen und gestickter Atlas-Weste angelegt, um das Zeitalter Ludwigs XIV. in Weimar, unter den Auspicien der größten lebenden Muse Frankreichs, würdig zu repräsentiren. Herr von Schlegel hatte zu demselben Zweck die Torte einer mächtigen Allongen-Perrücke mit dem dicksten Puder-Zucker bestreut, um selbige am Tage des Em-

pfangs auf sein kritisches Haupt zu stülpen. Herr von Schlegel hatte ängstlich in dem herzoglichen Park von Weimar die Hecken mit der Lorgnette beäugelt, und Schneider-Maße nehmen und anlegen lassen, ob jene Hecken auch nicht zu weit hinter denen von Versailles zurückbleiben würden. Es wäre schwer zu sagen, wie einer der größten Uebersetzer aller Zeiten, und noch dazu der, welcher den erhabenen Schatten des größten Britten durch die Macht der Sprache zwingen sollte, an den Tag der Oberwelt zu kehren, und seine zweite Geburt in Deutschland zu feiern, wie der ein so ausdauerndes Behagen an einer Frau finden konnte, welche bei mäßigem Geist, bei bedeutenderem Verstand, bei noch größerer Eleganz die Mutter der modernen Phraseologie genannt werden muß. Es wäre solche Vorliebe schwer zu erklären, wenn man nicht wüßte, wie oft ganz gewöhnliche oder doch sehr mittelmäßige Frauen durch Eleganz des Benehmens und durch schöne Formen den Mann bezaubern können, und wenn man nicht wüßte, daß Herr von Schlegel stets die Versuchung zu bestehen gehabt, die Eleganz und die Form schon für sich gelten zu lassen.

Also, wie bemerkt, nichts anderes hätte man erfinden mögen, um den Contrast zwischen deutscher und französischer Frauen- und Männerbildung schärfer herauszustellen, als das, was hier die Wirklichkeit selber erfand, einen Besuch der berühmten Frau von Stael in Weimar. Sie kam, sie sah, aber sie siegte — nicht, die berühmte Französin, so sehr beruhten

damals die deutschen Genien in Weimar, weibliche und männliche, wie es bei dem wahren Genius immer der Fall ist, auf ihrem eigenen Schwerpunkt, und so lange wir Jetzige nicht auch wieder dahin gelangen, auf uns selbst zu beruhen, in unserer nationalen Eigenthümlichkeit und nicht im Auslande und dessen Nachäffung den Haupthalt zu finden, so lange haben wir uns der wahrhaften Stärke einer Nation völlig begeben. — Alles sollte, als Frau von Stael erschien, in Weimar außer sich sein, und war es doch nicht; alles sollte gestehen, ein so geistreiches, geniales Phänomen noch nimmer erfahren zu haben, und man bemerkte nur zu bald, daß die Flügel dieser sein sollenden Genialität nur am Toilettentische angestutzt wären, und daß sie sich noch dazu, nicht im Fluge zur Sonne, sondern nur am Bügeleisen stark verbrannt hätten. Und dennoch die berühmte Französin ließ es an Versuchen nicht fehlen, durch eine unendliche Metamorphose des Costüms und der Gedankenäußerung Frauen wie Männern zu Weimar zu imponiren. Heute erschien sie als Corinna und morgen als Delphine, heute trug sie das Haar nach der Göttin der Freiheit und hielt dem gemäße Reden, und morgen erheuchelte sie eine deutsche Idylle, und versicherte Herrn von Schlegel zu Ehren, nichts Beneidenswertheres zu kennen als die deutsche Romantik. Und doch auch selbst das — alles umsonst! Frauen und Männer hatten in Weimar seit Jahren eine so eigenthümlich geartete, eine so festgeordnete Lebensweise gefunden, sie hatten

die Errungenschaft der Bildung so um der Bildung selbst willen lieb gewonnen, und mit dem ernstesten Lebenszwecke des Menschen heiter in Eins gesetzt, daß man die Gefallsucht und Mode nur noch den Kinderjahren des Geistes überlassen konnte, und sich hier, an einem kleinen Orte Deutschlands, deutsche Frauen und Männer zum ersten Mal auf der Höhe der gebildeten Gesellschaft zeigen, wogegen die Französin in Eitelkeit und Selbstgefälligkeit zurückbleibt, und, wie es in solchem Falle immer geschieht, sich fast eingeengt fühlt, da man sie so wenig unerhört findet, daß sie vielmehr nicht befriedigt. Kurz, Paris kommt, vielleicht zum ersten Mal in der Welt, und zwar in Weimar in Verlegenheit! —

Und wenn selbst Göthe, der eine besondere Virtuosität besaß, jeden als Individuum gewähren zu lassen, nicht Zeit dazu hatte, Frau von Stael wichtig zu finden, und hätte er gar Zeit gehabt, sie wahrscheinlich erst recht unwichtig gefunden haben würde; so ist dieser Moment, diese Situation, dieser Silberblick deutscher Ueberlegenheit des Geistes zu Weimar über das Ausland bedeutungsvoll für die Zukunft. Ueberhaupt ist nicht zu ermessen, wie unendlich dieses Bildungsstadium des soliden Weimar auf Deutschlands Frauen und Männer gewirkt hat und ferner wirken wird. Wir lägen noch in den Ketten der Franzosen, wir spürten noch keine Mündigkeit des Geistes in politischen und in kirchlichen Dingen, wir ahnten noch nichts von dem, was deutscher Nation für eine Stellung gebührt,

wenn Weimar's Frauen und Männer nicht gewesen wären, und durch tausend nahe und ferne Vermittlungsorgane eine Gliederung der Intelligenz herbeigeführt hätten, die unbesiegbar dasteht, und Deutschlands Zukunft, Deutschlands Ruhm, Deutschlands gesunde Freiheit allen Spöttern und Kopfhängern zum Trotz über allen Zweifel sicher stellt. An Göthe erkannte und bewunderte Napoleon bekanntlich zum ersten Male, daß es in Deutschland **Männer**, und also auch wohl deren würdige **Frauen** gäbe! —

Es ist rührend und höchst interessant, wie die Pflege beider Geschlechter unter der Hand unserer großen, classischen Schriftsteller ganz langsam, zart und bescheiden aufkeimt, und sich immer großartiger entfaltet. Zuerst unter Klopstock zeigt sich noch eine geistlich fromme und doch so patriotisch idealische Tüchtigkeit, wenn wir an des Dichters Liebe zu Fanny und Meta denken. — Dann bringt Lessing's klare, durch und durch bürgerliche Natur Minna von Barnhelm zur Erscheinung, und verläugnet selbst in Emilia Galotti'n keineswegs deutsche Sinnigkeit und Tiefe des Weibes. — Wieland scherzt kühn und sinnlich, selbst mit der Geschlechtlichkeit, aber immer jovial im Sinne des antiken Liebreizes und Contrastes, und bewährt nun gar seine Meisterschaft auch in lebendigen Früchten beider Geschlechter, in Früchten, welche aus seiner Erziehung an dem Hofe von Weimar hervorgehen. — Und Göthe und Schiller? Wer sagt es, was sie gepflanzt, was sie geerntet? Unberechenbar ist dieser Segen des

Ideals und des rein Menschlichen! Daß die deutschen Mädchen und Jünglinge bei allem Interesse für das Ausland, bei aller Verflachung durch das heutige Tagesleben, aus dem eigentlich deutschen Geisteselement gar nicht heraus können, daß sie es in dem zartesten Alter mit der Muttersprache schon einsaugen, daß sie später mit Gestalten beider Geschlechter vertraut werden, welche keine ausländische Literatur aufzuweisen hat, welche vom Volkslied bis zum Drama den höchsten Beruf des Menschen mit unwiderstehlicher Beredsamkeit darthun, das haben sie vorzüglich Göthe'n und Schiller'n zu verdanken. — Und wenn die Gerechtigkeit deutscher Frauen und Männer gegen das Ausland aus ächt deutschem Grunde schon bei Herder entspringt, so hat Jean Paul sie mit Ideenfülle überschüttet, und sie durch das, was er ihnen zumuthet, gewarnt, im Verständniß nicht schwach zu werden, sondern tapfer zu bleiben und eingedenk zu sein, daß die Herrlichkeit des Alllebens, wenn es recht gefaßt wird, immer zugleich in das Wohl der Gemeinde wie des Volks, der Kirche wie des Staates, in das Wohl der Familie ausläuft.

Selbst die neu erwachte Buhlschaft mit dem Ausland hat jenen Segen von Weimar aus der gesunden Mitte der Nation nicht entfernen können. Noch lebt in vielen Gauen unseres Vaterlandes die deutsche Matrone der gebildeten Stände, die uns in Erstaunen setzt durch ihren festen ungebrochenen

Glauben, durch ihre gedankenhelle, lautre Frömmigkeit, durch ihren praktischen Verstand, durch das Gleichmaß ihres Lebens, durch ihre unverschrobene Weiblichkeit und Aufgeschlossenheit für das Höchste und Tiefste, durch die Besitznahme positiver Kenntnisse und die rege Lust, der Wirthschaft, dem Familienleben aber auch dem Vaterlande ihre Kräfte zu widmen. Und selbst so eminente, bereits viel besprochene Erscheinungen wie Rahel und Bettina haben mit ihrem freisinnigen Blick in die Weltzustände und ihrer Ursprünglichkeit der Natur ihren Ausgangspunkt in der eben betrachteten Cultur-Periode des deutschen Volkes*). —

Nun sehen wir allerdings in Deutschland nach jener classischen Zeit, in Folge des Parteiwesens, die Prüderie und den Tugendstolz, den Pietismus und eine frivole Aufklärungswuth die Harmonie des weiblichen und männlichen Zusammenlebens einstweilen unterbrechen, und die Emancipations-Schwärmerei daraus hervorwachsen. Doch um durch diese Verirrung zur Zukunft zu gelangen, müssen wir erst auf Frankreich wieder eingehen, denn von Englands Frauen den Männern gegenüber dürfte in neuester Zeit nichts Außerordentliches zu bemerken sein, als daß auch dieses schon oft für eine gewisse Treff-

*) Ueber Rahel und Bettina vergleiche man meine Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen, Danzig, bei Fr. Sam. Gerhard, 1842.

lichkeit der Frauennatur spricht, daß man von ihr nicht spricht, oder man müßte denn Ausgezeichnetes von ihr zu sagen wissen. Englands Frauen der Gegenwart scheinen selbst zu anspruchslos zu sein, um sich mit denen Shakspeare's vergleichen zu wollen. Und so ist ihr höchster Ruhm vielleicht der, daß sie Vorsteherinnen des dritten großen Hauses in England sind, neben den beiden Parlaments-Häusern, nämlich des großen Hauses der Familie, des Hauses, aus dessen uralter, heiliger Sitte Englands Verfassung mehr als anderswo hervorwächst. Aber Frankreich! —

Die Frauenherrschaft dieses Landes geht nach der Revolution über in die unbeschränkte Mannesherrschaft und zwar in die Herrschaft wirklich Eines Mannes über Männer und Frauen. Die Französinnen, ohnehin des höchsten Enthusiasmus für ihren Nationalruhm fähig, werden jetzt selbst galant, galant gegen einen Mann und zwar noch dazu gegen die Brutalität eines Mannes, nämlich Napoleons, eine Brutalität, die er allerdings zuweilen sogar gegen das schöne Geschlecht, wie gegen die Völker in der Regel, ausübte, ungeachtet seiner sonstigen Größe. In Deutschland aber und in einer Französin kocht Wiedervergeltung!

In jener Zeit, in welcher der Mann der thatenvollsten Krieger-Energie, der seit langen Jahren Frankreich, Europa, ja die Welttheile nur von sich reden gemacht, der seinen Ruhm nimmer nach siegreichen Schlachten, sondern nach glorreichen

Feldzügen gezählt, in jener Zeit, in welcher Napoleon schon auf dem Höhenpunkte seiner Thaten steht, wird in Frankreich ein Wesen geboren, welches noch nirgend seines Gleichen gesehen, und ob es die Natur auch Weib zu nennen beliebte, doch an diesem Namen allein kein Genügen findet. Und wie dieses Wesen heranwächst, wie seine Körperschönheit sich fast tropisch, in den lieblichsten, fast ätherischen Formen entwickelt, so überbietet doch all' diese Schönheit und Hoheit ein Geist, der es kaum nöthig zu haben scheint, Kenntnisse sich zu erwerben, sondern er bringt sie — wie der Genius immer — fast mit, sie fliegen ihm fast an, wie er die Dinge sieht, wie er sie mit einander vergleicht, um sie künstlerisch einzuordnen. Aber, was er außerdem noch als Anlage, als eigenste Mitgift offenbart, es übertrifft in seiner gedankenschöpferischen Neuheit und Lieblichkeit alles, was man bis dahin in Frankreich gekannt. Nennen wir nur gleich den Namen dieses wunderbar gearteten, seltensten Geschöpfs in französischen Landen, wir meinen George Sand.

Wir müssen von dieser Frau, oder sagen wir für sie passender, von dieser Individualität, eine ganz neue Aera für die Möglichkeit weiblicher Naturen rechnen. Wir dürfen jetzt nicht mehr fragen, kann das Weib Genie, kann es höchste Originalität, kann es vollste Ebenbürtigkeit des Geistes mit dem Manne haben, denn hier hat sie es. Und wie verändert erscheint mit ihr Frankreich bis zum nicht Wiederkennen!

Wer denkt noch an Mademoiselle und an Ludwig XV. und an die Hoffeste von Versailles und an die Abscheulichkeiten der geistreichen Intriguen-Wirthschaft! und dennoch lärmt unter George Sand's Fenstern dasselbe genußsüchtige, dasselbe in der Masse immer noch frivole oder bigotte Frankreich! Aber was änderte sich denn?

Verfolgen wir sie selbst in all' der genialen Hast, mit der sie lebt und erfährt, mit der sie sich wandelt und groß wird. George Sand erfährt über die Kinderjahre hinaus ein gedemüthigtes, tief gedemüthigtes Frankreich. Sie findet die Männer verwildert und entnervt, und findet sie im höchsten Grade anmaßend. Sie findet die Frauen immer noch vereitelt, im Leeren sich tummelnd und selbst, wie früher Galanterieen empfangend, so jetzt gar Galanterieen spendend, Galanterieen an den einst so großen und jetzt so unglücklichen Kaiser. Sie findet die Flauheit der Restauration und nach den Julitagen, als sie sich bereits schriftstellerisch entpuppt, findet sie statt der früheren Frivolität sogar die Blasirtheit, aber auch einen Ernst für die Ideen, wie er bis dahin in Frankreich unerhört gewesen. Und nun ihr Schluß? —

Die unwürdige Stellung der beiden Geschlechter zu einander ist an all' dem bisherigen Unheil Schuld, und daß diese Stellung sich noch vorfindet, davon ist wieder die Genußsucht und Sinnlichkeit der Männer Grund. Die Männer selbst sind nur bedingt und eigennützig dem Geiste zugewandt, sie cokettiren mit dem Ideal, welches sie nicht besitzen, sie erheucheln

sich eine Hoheit, welche sie in ihrem Innersten verachten, aber sie sind versunken in Materialismus, sie wollen vollends den Frauen alle geistigen Interessen vorenthalten. Kurz, die Brutalität der Männer gegen das weibliche Geschlecht ist das Hauptmotiv des schriftstellerischen Verfahrens, welches von jetzt ab George Sand mit unerschöpflichem Geist und mit unermüdetem Geschick durchführt, denn von dem ernsten Frankreich läßt sich noch eine großartige Wiedergeburt erwarten. Und wie führt unsere Dichterin ihr Thema durch? —

Wie Frauen die häufige Aenderung der Kleidung lieben bis zur Verkleidung, so liebt George Sand die Verkleidung bis zur Verwandelung ihres Selbstes in die verschiedenartigsten Charaktere, um alle auf's Tiefste zu erkunden und wiederzugeben. Und das alles leistet sie durch die Sprache. Sie besitzt den Schmelz, die Metamorphose der Sprache wie wenig Schriftsteller; sie besitzt diese Metamorphose wie einen Zauberstab, der ihr alle Menschenklassen, ja alles, was sie schildert, selbst das Leblose, wie etwas erscheinen läßt, was sie diesen Augenblick selbst ist, worin sie selbst eine Rolle übernimmt. So kennt sie alles, was sie darzustellen sich vorsetzt, bis auf den tiefsten Seelengrund, aber, was sie auch darstellt, und in welcher Kleidung der Sprache dem jedesmaligen Charakter angemessen sie auch erscheint, überall trägt sie auf ihrem Haupte das Sternen-Diadem der Ideen, eine Idealität des Herkommens, die fast auf eine deutsche Mutter hinweisen

könnte. Kurz, George Sand scheint darin ihren Lebensberuf zu finden, so wenig mit der steifleinenen Trennung männlicher und weiblicher Beschäftigungen sich zu vertragen, daß sie vielmehr alles Menschliche erfahren, daß sie in die abweichendsten Charaktere der Vor- und der Mitwelt, geistliche und weltliche, mystische und profane sich vertiefen und sie selbst bedeuten will, um durch ein Priesterthum des Lebens und Schreibens nicht bloß die Geschlechter, sondern die Menschen zu vereinen.

So finden wir George Sand heimisch im Quartier der Studenten, sogar der deutschen, ja in der Lebensweise derselben, so daß sie in unserm Heidelberg studirt haben könnte; und finden sie heimisch in den Salons der exklusiven Gesellschaft, in den Sitzungen der Pairs, in den Gemächern der Könige. Diesen Augenblick lebt sie als Bäuerin, als Grisette, als Schauspielerin, den nächsten schon wieder als Fischermädchen, als Marquise, als Fürstin. Heute hat sie Lust, mit dem ausgemachtesten Philister des Epiciers oder des Nationalgardisten den deutschen Philister noch zu überflügeln, morgen bringt sie uns in die Gesellschaft, in den ausgelassensten, prahlerischen Wortwechsel der Officiere, deren letzter Refrain immer die Tapferkeit der großen Armee, die Parole der Schlachtfelder, der Sturm der Batterieen ist, und welche ihre kriegerische Verachtung aller Civilisation in einer so civilisirten Mundart unserer Dichterin ausdrücken, daß wir in so entzückender Sprache die Barbarei lieb gewinnen könnten. Und wie? Dieselbe Frau, die so mar-

tialisch, mit solcher Bravour der Soldateska zu sprechen weiß, sie hat auch die Lebensweise des Metaphysikers und nun gar des Mönchs sich zu eigen gemacht. In alle Abgründe der Philosophie, in alle Tiefen der klösterlichen Contemplation weiht sie uns ein, und nicht etwa nur so versuchsweise, nicht etwa nur schildernd; sie erlebt all' das, sie bangt nach all' dem, sie ringt mit tausend Zweifeln, sie kämpft mit tausend Ideen für die Ideen, sie ist neu, völlig neu, auch im Denken, neu auch in der Lösung gewisser Probleme, sie ergrübelt Resultate, überraschende Resultate, sie setzt uns auf den schwarzen Nachtgrund der Gegenwart, über den häßlichen Wust und Moder der heutigen Atheisterei und Sittenzerrüttung ein lachendes Gemälde der Zukunft, eine neue Liebe der Geschlechter und einen neuen himmlischen Frieden mit Gott! — Ja, was sie hinstellt, das existirt, was sie erzählt, das leibt und das lebt; die Blumen, die sie schreibt, sie duften, und die Charaktere, die sie zeichnet, sie athmen. Ihre Phantasie calkulirt mit einer Sicherheit, als wäre sie nach den Gesetzen der Mathematiker erzogen; sie bringt die Unendlichkeitsrechnung der Ewigkeit mitten in die irdischen Verhältnisse, ohne zu fragen, was die hausbackene, stupide und besonders, was die matt aufgeklärte, halb gebildete Menge dazu sagen werde.

So hätten wir in George Sand schon das Weib der Zukunft, die Versöhnung der Geschlechter im Geist. Und doch muß auch sie den Tribut der Endlichkeit der Individualität an

ihre Zeit zahlen. Obwohl George Sand zu den größten Frauen aller Jahrhunderte gehört, so müssen wir doch zwei Eigenheiten an ihr tadeln, durch welche sie einen bedeutenden Theil ihrer sonstigen Wirkung wieder einbüßt. Dies ist die Caprice ihres äußeren Auftretens, ihrer im Unwesentlichen auffallenden Lebensweise, und ihr plötzlich von der höchsten Höhe des schöpferischen Genius zur allgemeinsten Sentimentalität oder zur gewöhnlichsten Aufklärung heruntersinkender Deismus.

Daß George Sand aus der früheren Verletzung eines Freiheit bedürftigen Geistes, welche sie ohne Zweifel erfuhr, gleichsam zur Genugthuung die abweichendste Ordnung sich erfand; daß sie, aufgewachsen in der Bigotterie, und von Empörung erfüllt gegen die Wüstheit eines vornehmen Unglaubens, eines frivolen Atheismus, eines wahnwitzigen Materialismus, sehnsuchtstrunken nach einer Religion der Zukunft ist, das macht ihr alle Ehre. Aber die Menge, die Sand's Tiefe und Hoheit nicht ahnt, ihre Ideen nicht versteht, die statt des Gedankengoldes bei unserer Dichterin sich mit dem bloßen Rausch- und Knistergolde der Coketterie begnügt, hält sich nun an jene Aeußerlichkeit, und wird unsittlich, wo Sand selbst nur Feindin der Prüderie, und die Menge wird gottlos und ungerecht gegen das Christenthum, wo Sand selbst — da sie im Religiösen nicht schöpferisch ist — einer universellen Auslegung des Evangeliums erst bedürftig erscheint. Und so müssen wir es bedauern, daß Sand gerade in dem, was ihre schwache Seite genannt werden muß,

in jener Verirrung der Lebensweise und in dieser religiösen Bedürftigkeit, die nichts Positives, ein für alle Mal Unwandelbares besitzt, die meisten Nachahmer gefunden hat, während die unendliche Ideenfülle ihrer Poesie, ihr herrlicher Idealismus, ihre graziöse Anmuth in der Praxis des Lebens, ihre grandiose Freisinnigkeit, die Musik ihres Styls von den Wenigsten erkannt werden.

George Sand ist, was ihre Schattenseite betrifft, auch darin mit Rousseau zu vergleichen, daß sie die lieblichen Kinder ihrer Werke leider in das Findelhaus der Emancipation schickt, und daß sie die Anschauung des Universums, welche sie besitzt, und dessen Raum sie mit unzähligen Ideen bevölkert, doch nur mit dem ganz dürftigen, ungewissen Gotte des Deismus oder gar des Rationalismus ausfüllt, statt die Offenbarung Gottes als Einzigkeit mit *aller Bestimmtheit* auch zu begreifen. Das aber gereicht ihr auch in der Religion und Philosophie zu unantastbarem Ruhm, daß sie mit dem modernen Atheismus nicht den geringsten Zusammenhang hat, weil sie zu gedankenerregt, zu geistvoll und gründlich gebildet ist, als daß sie nicht das All in Gott und allein in Gott zusammenfassen und lieben sollte. Denn wer *Gott* läugnet, *allen Ernstes* läugnet, nach dessen *Geist*, ja nach dessen *besonderem Verstand* und *geordnetem Wissen* ist nicht viel zu fragen, er ist *vorzugsweise geistlos*, und ist — wenn er auch für klug gelten sollte — *thöricht* im *größten Styl*.

Das ist jeden Falls die große Bedeutung von George Sand, und daher knüpft sich an diese reizende Gestalt der Uebergang in die Zukunft, daß sie für das weibliche Geschlecht den Geist nicht übersieht, daß sie die Gleichstellung der Geschlechter durch die Ebenbürtigkeit im Geiste, durch die verhältnißmäßige Erregung und Befriedigung der geistigen Interessen in Frauen und Männern erreicht wissen will. Daß sie dabei das religiöse Element viel zu willkürlich nimmt, daß sie nicht erkennt, wie die wahre Kirche die nothwendige Civilisation des religiösen Lebens ist, und demnach auch die Ehe nicht als ein zufälliger Bund betrachtet werden darf, sondern als ein Bund, der allerdings auf Liebe beruht, aber in der wahren Kirche besiegelt werden muß, das ist etwas, von dem man wünschen sollte, daß es der genialen Frau auch noch zur Einsicht gelangte. Sehen wir nun jedoch durch die mißverstandene, durch die in ihrem eigentlichen Wesen nicht geahnete Sand einen wahren Schwall von Emancipationswuth des weiblichen Geschlechts über die Masse Deutschlands kommen, so daß der Affentrieb dieser Masse sich auch darin wieder bloß mit der Nachahmung, und noch dazu bloß der französischen Garderobe, dieser Blouse, dieser Halskrause, dieser Manschette, nicht mit der inhaltsvollen Geistigkeit begnügt, so thut um so mehr eine Reform in diesem Gebiete noth.

Aber wir haben zunächst, für die jetzige Zeit, in Deutschland den Zustand des weiblichen Geschlechts mit

der nöthigen Bezugnahme auf das männliche zu betrachten, bevor wir auf eine nähere Erörterung der Zukunft eingehen. —

Es ist gewiß das Charakteristische unserer Tage, daß sich Gährungsstoffe fast auf allen Gebieten des Geistes und der öffentlichen Institutionen vorfinden, daß diese Stoffe es zu einer bedeutenden Bewegung gebracht haben. Etwas anderes ist es freilich, ob dieser Proceß irgendwo schon wirklich zu fertigen Gestalten gelangt ist. So muß denn aber jene Bewegung wenigstens als Ansatz zu neuen Lebensverhältnissen auch für die beiden Geschlechter zugegeben werden. Auch der besseren Frauen hat sich in weitreichender Weise ein rüstiges Vorwärtsstreben bemächtigt. Sie wollen im Allgemeinen nicht mehr nach äußeren Vorzügen und Begünstigungen beurtheilt, sie wollen nach dem, was den Menschen zum Menschen macht, nach dem Geiste geschätzt und geehrt sein; sie wollen in solcher Ebenbürtigkeit mit den Männern, in der großen Wirksamkeit der Menschheit würdige Verrichtungen üben, und wo möglich noch andere, als bis dahin gekannt worden sind. Auch das dürfte — wenigstens in Deutschland — im Ganzen kaum mehr wahr sein, worüber noch vor Kurzem von verschiedenen Seiten her geklagt wurde, daß das weibliche Geschlecht weit hinter der Bildung der Männer zurückgeblieben sei, da wir doch keineswegs die Bildung in die bloße Masse des Wissens setzen, und mit Recht auch an dem, was Männer an sich selbst oft

schon Bildung nennen, sehr gewichtvolle Ausstellungen unternehmen könnten.

Suchen wir uns nun dieses ganze Gebiet der Gährung und Bewegung in der deutschen Gegenwart in Betreff der beiden Geschlechter überschaulich zu machen, so dürfte uns ein Gesammtbild der einzelnen Bestrebungen und ihres Grundwesens aus sehr bestimmten Merkmalen zusammentreten, und wir erhielten so die Charaktere der Emancipirten, der Blasirten, der Enthusiasmirten und der Isolirten.

Wir haben uns schon am Anfange über die Emancipation in einer Andeutung ausgesprochen, die wir vor Mißverstand schützen möchten. Verstünde man nur immer das wahrhaft Vernünftige unter Emancipation, dasjenige, was in der edleren Natur des Menschen als das Sein Sollende, als Bedürfniß weiterer Entwickelung gegründet ist, und von jedem Untergeordneteren unabhängig gemacht werden will, so ließe sich gewiß gegen solchen Ausdruck nicht das Geringste erinnern. Aber derselbe unklare und oft sogar freche Gebrauch, der mit dem Worte Freiheit in unsern Tagen auf's Neue getrieben worden ist, hat sich erst recht auf dasjenige übertragen, womit die Freiheit ganz besonders als Resultat der Praxis bezeichnet werden soll, auf den Ausdruck Emancipation. Man wird das einzelne Wort der Sprache — so sehr ist es die lebendige That des Geistes — nie von seiner Geschichte trennen können. Jedes Wort hat seine eigene Geschichte, die ihm sein Schicksal

ein für alle Mal aufprägt, und woran sich, wenn diese Geschichte zur Reife gekommen ist, nichts mehr ändern läßt, man müßte denn schon früher dazu Anstalt machen, um ein vielsagendes Wort noch zu retten. So wird es, damit wir ein Beispiel wählen, kaum mehr gelingen, dem Ausdrucke Rationalismus je noch die Berechtigung und Unwandelbarkeit des Rationalen zuzuwenden, da die Geschichte jenes Wortes ihm schon vorherrschend die Bedeutung des Rationalistischen eingeimpft, und damit alle die Seichtigkeiten einverleibt hat, welche dem Kundigen aus der Geschichte des Rationalismus bis auf unsre Tage bekannt sind. — Aehnlich ist es nun mit dem Ausdrucke Emancipation gegangen.

Schon dadurch, daß man die Emancipation, wo es sich doch nicht um Wilde, sondern um bereits civilisirte Menschen handelte, immer nur wie eine fertige, genießbare Bescheerung forderte und darauf unwirsch pochte, ohne vor allem erst von innen, also intellektuell, sich frei zu machen, schon dadurch verrieth man, daß man eigentlich noch gar nicht wisse, um welches Unwiderstehliche, Unbesiegbare es sich in der ächten Freiheit eigentlich handele. Nun gar aber kam man in jenem unfreien Dringen auf das bloße Geschenk der Freiheit noch mit der Emancipation des Fleisches. Und diese plötzlich und wild ausbrechende Orgie unserer Literatur, wenn auch von kurzer Dauer, hat dem unschuldigen Worte Emancipation vollends den Todesstoß beigebracht, und zwar um so nachdrück-

licher, als man es in jener Orgie gar nicht auf eine Verklärung des Fleisches durch den Geist absah, eben so wenig, wie darauf, daß alle Materie nur vorhanden sei, um durch den Geist organisirt zu werden. Sondern man nahm die Materie, das Fleisch schon an sich für berechtigt, man bezweckte einen Cultus des zügellosen, des thierischen, wenn auch raffinirten Genusses, dem denn auch zu Grunde lag, daß der Mensch eigentlich nur ein cultivirtes Thier sei, welches nicht aus Gott, sondern aus der Natur stamme, und diese Frivolität, welche nahe daran war, eine Aesthetik der thierischen Triebe zu schaffen, wurde dann (wie vorauszusehen, da sie sich in die Endlichkeit eingehaust) bald selbst wieder satt und entnervt, und aus Ueberreiztheit, aus Schwindsucht doch wieder geisteshungrig, und dieser gepriesene Fortschritt über die Emancipation hinaus war nun die Blasirtheit.

Was aber in der Literatur nur von kurzer Dauer gewesen, und wenig Anhänger gefunden, das verbreitete sich im unmittelbaren Leben, durch andere bloß zersetzende Tendenzen begünstigt, in einem sehr bedeutenden Umfange. Denn dasjenige, was der Eigenliebe, der Eitelkeit des Subjekts schmeichelt, findet immer die meisten Anhänger. So sehen wir denn von jetzt ab nicht zwar die rohen, wohl aber die halbgebildeten Massen mit Behaglichkeit in einer doppelten Richtung, ohne wahrhaften Fortschritt, als Emancipation und als Blasirtheit auseinandergehen, oder gar als stumpfe Indifferenz,

als unempfängliche, todte Schlacke in der Mitte bleiben, und vollends nicht vom Flecke kommen.

Daß jedes Individuum — und mit ihm das Volk, die Gemeinde — seiner geistigen Würde nach zu unendlicher Freiheit berechtigt erklärt wurde, so lange es sich nicht durch Frechheit aller Freiheit beraubt hätte, ist eine der anerkennenswerthesten Leistungen der jetzigen Zeit; nur darf sich die Gegenwart diese That nicht als Erfindung, als Schöpfung zuschreiben, sondern allein als Wiederaufnahme und Geltendmachung eines bereits Vorgefundenen. Das Christenthum hat die Anerkennung des menschlichen Individuums für alle Zeiten in die Welt gebracht, und es ist nur eine neue Metamorphose und demnach eine wiederholte That desselben Christenthums, was gegenwärtig für das Leben des Staats und der Kirche das Individuum in seiner Freiheit in Schutz nimmt. Nur muß man freilich auch wissen, was man an dieser Freiheit eigentlich hat, und wiefern allein das Individuum zu ihr berechtigt ist, und nicht immer nur so auf's Blaue hin über Freiheit bloß raisonniren.

Wie das Christenthum überhaupt die Bewährung und Erfüllung des alttestamentlichen Gesetzes ist, so ist es auch die jener ehrwürdigen Erzählung, daß der Mensch nicht Gott sei, wohl aber nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen. Dieser Unterschied, der in die tiefsten Tiefen des vorliegenden Weltwesens greift, ist von vielen Modernen mit der größten

Oberflächlichkeit übergangen worden. Jenes Ebenbild aber, über dessen Sinn man außerhalb des Christenthums noch schwanken und zweifeln kann, hat das Christenthum durch das Leben und Sterben Desjenigen, der mit keinem Andern verglichen werden darf, in den Geist gesetzt. So daß in Christus und in keinem Andern dieser Geist des Menschen mit dem Geiste Gottes vollkommen Eines ist, und demnach kein Lügengeist, sondern Geist der Wahrheit und die Wahrheit selbst, welche denn auch frei macht. Wiefern nun das spätere Individuum solchen Geist in der Nachfolge seines Vorgängers ebenfalls ausprägt, und in allen nur möglichen Richtungen ausprägt, giebt es auch sich selbst den fortgehenden Beweis jener Ebenbildlichkeit und seiner Freiheit. —

Sehen wir nun aber nach jener in der Gegenwart abgegebenen Erklärung, das Individuum sei zur Freiheit berechtigt, in Folge der Emancipation des Fleisches und der Blasirtheit die Einen den Materialismus und die einseitige Cultur desselben, die Anderen das geistige Belieben des Subjekts und seinen Beruf zur Freiheit ohne objektive Nachweisung der Wahrheit, aus der erst die Freiheit stammt, als das Höchste preisen, so muß dieses eine Verwirrung der Bestrebungen, des Meinens und Dafürhaltens, des Aufklärens und Reformirens zur Folge haben, in deren wüstem Durcheinander sich viele unserer Zeitgenossen mit großer Anmaßung und Selbstbehaglichkeit bewegen. Und dieser Fanatismus eines materiellen Sich-Be-

habens und einer aus bloßer Ueberreiztheit und Entnervung entstandenen Aufklärungswuth ist denn auch bereits aus dem männlichen in das weibliche Geschlecht wie ein Miasma übergesprungen, und stellt sich uns eben dar in den Emancipirten und den Blasirten.

Die Emancipirten des weiblichen Geschlechts, wie die Gegenwart sie vielfach zur Erscheinung bringt, haben sich dadurch eine Art Verhängniß bereitet, über welches sie nicht hinauskommen, daß sie sich eben nicht bis zum wahren Geist emporarbeiten. Wollten sie es, so würden sie einsehen, daß hier erst für die Freiheit auch des Weibes ein unendlicher Spielraum sich eröffnet, ja daß hier sogar eine Ausgleichung eine Vereinigung der weiblichen und männlichen Lebensbestimmung in den schönsten Früchten zu gewinnen ist. Statt dessen verbleiben die Emancipirten im Materialismus, und lassen sich dessen Politur und Luxus, wie beide in den Bemühungen unseres industriellen Zeitalters weit gediehen sind, auf alle Weise zu Statten kommen. Aber wie bald entdecken sie die Endlichkeit und Langeweile alles Materiellen! Da sie nun aber den Geist vernachlässigt haben, und nicht einmal an ihn glauben, so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich künstlich zu forciren, ungeachtet mit einer bloß forcirten Bestrebung nie etwas erreicht wird. Sie wollen das Unmögliche. Sie wollen innerhalb der Sinnlichkeit den Unterschied der Geschlechter vernichten. Sie befinden sich darin in einem merkwürdi-

gen Widerspruch, wie er eben ihr tragisches Schicksal wird, daß sie, während doch die Natur allein ihr Gott ist, dennoch dieser Natur wieder untreu werden, indem sie den geschlechtlichen Unterschied zu tilgen gedenken, der in der Natur gar nicht zu tilgen ist, und auch in der ganzen Lebensweise der Frauen und Männer immer noch mit hervortreten soll. So entlaufen die Emancipirten dem heiligen Gebiet der Natur, ohne das heiligere des Geistes zu erreichen. Sie bleiben als Zwittergeschöpfe einer hysterischen Einbildungskraft auf der Grenze haften zwischen Natur und Geist, werden aus Caprice unheilig, und forciren sich wieder und wieder zu einer Energie, die sie gar nicht besitzen, da sie überhaupt ein Unding ist, nämlich zu der, Männer zu sein, während die Natur dennoch sie ewig Lügen straft. So entstehen nun jene Mannweiber einer bloßen Illusion und Renommisterei, welche aber viel widerlicher erscheinen, als die großen, mannweiblichen Heroen, denen wir am Anfange der neuen Zeit begegneten, welche es aus Ehrgeiz und aus dem Uebergewicht eines herrschsüchtigen Geistes waren, während es die Jetzigen aus bloßer Eitelkeit und aus einem völligen Deficit des Geistes sind. Das moderne Mannweib wäre es nicht, wenn sie damit nicht Aufsehen erregte, wenn es nicht Thoren und andere leere Menschen gäbe, die dergleichen angafften. Das moderne Mannweib ist viel zu baar aller gesunden Energie, als daß sie nicht den Aufwand von erzwungener Kraft scheute, der erforderlich ist, um einen Mann auf die

Länge vorzustellen, ohne es zu sein, wenn sie es nicht thäte, um eben bewundert zu werden, und einen Namen zu erhalten. Und doch, was erreicht sie mit all' dem? Nicht das Geringste. Denn die anstaunende Menge verläuft sich, und ein berüchtigter Name ist eine schnöde Unsterblichkeit. Nun ist die Natur des Weibes, das statt der duftenden Blume, ihres Ebenbildes in der Natur, eine beizende Cigarre zu tragen sich forcirt, um alle Zartheit, um den eigentlichen Schmelz der weiblichen Anmuth gebracht. Die Natur ist künstlich, und doch nur in der Einbildung, ausgetrieben, und, da der Geist sich nicht herbeiforciren läßt, so entsteht nun jene Hohlheit und Bizarrerie grellster Art, welche sich kleidet, sich geberdet, sich beträgt wie ein Mann, und dennoch nimmer ist wie ein Mann, da die Natur die Geschlechter stets auseinander hält, und selbst in der ehelichen Verbindung sie noch auseinander hält, wie diejenigen beweisen, welche aus der Verbindung als Schwester und Bruder, also wieder als Weib und als Mann, hervorgehen.

Aber setzen wir auch den Fall, der in der Wirklichkeit auf die Länge nie realisirt werden wird, es glückte der Emancipirten solchen Hohn gegen die Natur, wenigstens in der Lebensweise, durchzuführen, welche geschlechtliche Verbindung könnte wohl daraus hervorkommen? Nur eine solche, die den Widerspruch und Lügengeist in jedem Moment auf's Neue zu erkennen gäbe. Denn einmal schämt sich die Emancipirte ihrer Natur. Sie will ja nicht Weib, sie will Mann sein. Und

gerade in der Emancipirten, da sie vorzugsweise den Cultus der Sinnlichkeit pflegt, sind alle Dämonen des Geschlechtlichen losgelassen, was sie auch gar nicht verhehlen mag. So daß sie darin leider bloß Weib, und zwar lüsternes Weib ist, während sie doch Mensch sein sollte, wie der Mann ja auch Mensch sein soll. Nun ist zwar von den Emancipirten auf dieses Mensch-Sein ein starkes Gewicht gelegt worden. Aber die Emancipirte des weiblichen Geschlechts will darin Mensch sein, daß sie den Mann nachäfft, während Weib und Mann nur darin Mensch sein können, daß jeder von ihnen im edelsten Sinne Weib oder Mann ist. Denn Weib und Mann zusammen erst sind der wahre Mensch, welches in der Ehe seine heiligste und vollendetste Darstellung findet. Aber — wir wollten die Emancipirte in der geschlechtlichen Verbindung betrachten.

Die Emancipirte wählt sich natürlich einen Ebenbürtigen, nämlich wieder einen Emancipirten unter den Männern. Denn es ist in der Emancipation ganz besonders viel Lärm davon geschlagen worden, die Liebe aus bloßem Wahlvermögen sinnlicher Sympathieen sei erst die wahre Liebe; jede andere, namentlich die ideale, die wohl gar von einem ewigen Bunde spreche, müsse aufhören. Die Liebe aus Wahlvermögen aber sei nur so lange an ihren Gegenstand gebunden, als er ihr liebenswerth erscheine; drüber hinaus könne sie sich einen andern wählen, und so immer fort. —

Also die Emancipirte wählt sich wieder einen Emanci-

pirten. Wie aber soll denn wohl der emancipirte Mann, um einer solch' emancipirten Frau zu entsprechen, beschaffen sein? Soll er es sich etwa gefallen lassen, daß das ihrer eigentlichen Natur treulos gewordene Weib neben ihm als sein gespenstischer Doppelgänger existire? und eine alberne, matte Copie seiner eigenen Beschäftigungen sei? Soll er es ruhig mit ansehen, daß sie mitten im Ernste des Lebens, gegenüber der Unschuld und Wahrheit der Kinder, eine freche, lügenhafte Mummerei fortsetze? daß sie eine Sittlichkeit cokettire, die sie gar nicht besitzt, eine Sittlichkeit, welche ihre Genußsucht und Eitelkeit sogar anwidert? Soll er es gelten lassen, daß sie eine männliche Thätigkeit erheuchele, der sie gar nicht gewachsen ist, da sie nicht einmal die physische Kraft dazu hat? Oder soll der Mann, was doch eigentlich erst wirklich der Emancipation des Weibes zum Mann entspräche, sich seinerseits auch wieder zum Weibe emancipiren? so daß hier ein völliger Austausch der bisherigen Rollen, und also eine total verkehrte und toll gewordene Welt zum Vorschein käme?

Wahrlich, wenn das Männergeschlecht so tief herabsänke, sich für den Dienst des weiblichen Hofstaats werben zu lassen, um heute zur Parade, noch ein wenig antik, beim Ausfahren der Mann-Juno das Pfauenrad zu schlagen, morgen dagegen zur bloßen Nützlichkeit in der Stube, völlig modern, nur noch das Spinnrad zu treten; wenn es durch fortgesetzte Hahnreischaft und durch den Fortschritt der Freiheit dahin käme, daß

die Männer nicht einmal mehr freien dürften, sondern nur noch gefreiet würden von der emancipirten Mann-Weiblichkeit, und sogar das Recht verlören, ihr einen Korb zu geben; dann wäre die Menschheit geschändet bis in alle Zeiten, und aller Cultur letzte Stunde für das Erdleben wäre gekommen! Nur wahnsinnige Kinder (während der Wahnsinn bis dahin doch nur an Erwachsenen beobachtet worden) könnten noch von einem solch' emancipirten Geschlecht gezeugt werden, und am allgemeinen Wahnsinn müßte die Intelligenz der Menschheit versterben und aussterben. Und doch glaube man nicht die Consequenz in seiner Gewalt zu haben, wenn man das Princip einer solchen Verschrobenheit zugiebt, wie das der frechen Emancipation ist. —

Aber — der unsittliche Mensch fängt sich immer in seinem eigenen Garn. Auch die Emancipirte, obwohl sie die Bande der Natur und des Geistes zu zerschneiden vermeint, fängt sich in demselben Garn, welches sie dem Manne anspinnen möchte; sie fängt sich in dem Garn der eigenen langen Weile, welche aus dem sinnlichen Trachten einer materiellen Tilgung des Geschlechtsunterschiedes über sie kommt. Schon in unseren Tagen geht der Flor der Emancipirten, ungeachtet einer zahlreichen Anhängerschaft, sichtlich zu Ende. Nur freilich wirft diese Afterblüthe keine Frucht ab, sondern sprüht ein verzehrendes Fluidum aus, welches noch gefährlicher wirkt als die Aufspreizung jener compakteren Sinnlichkeit.

Anfangs nämlich glaubt die Emancipirte, wie wir gesehen, gar nicht an den Geist und an seine alleinige Befreiung von allen unwürdigen Gewalten, sondern sie glaubt nur an das, was die Sinne bis zur feinsten Cultur beschäftigt und aufregt. Dies ist die Frivolität der jetzigen Periode. — Daher hätten wir für die Emancipirten immer auch den Ausdruck Frivole brauchen können. — Aber die Gegenwart spricht ja so viel von dem Geist und seinen Rechten. Der Zeitgeist wird ja jetzt überall auf den Thron erhoben. Man spricht von Gewissensfreiheit, von politischer Freiheit, von Freiheit der Gedankenäußerung. Man spricht von Aufklärung, von dem gesunden Menschenverstande, von liberaler Gesinnung. Lauter Bezeichnungen, die entweder geistige Funktionen oder doch wenigstens geistige Elemente kund geben. Es muß also doch wohl etwas an dem Geiste sein. Kurz, man muß sich, um mit der Zeit auch hierin mitzugehen, wie es der Emancipirten geziemt, wieder auf den Geist legen. So gelangen wir von den Emancipirten zu den

Blasirten. — Die Blasirtheit ist in dem Sinne ein Fortschritt über die freche Emancipation, in welchem die Fieberhitze eine Erwärmung, die vollendete Entnervung eine Besänftigung, eine Beruhigung des Patienten ist. Die Blasirtheit glaubt an den Geist, obwohl wir das herrliche Wort: Glaube hier nur in dem allerflachsten und liederlichsten Sinne nehmen können. Es ist aber nur der eigene Geist, an den

sie glaubt und an den Geist der anderen Blasirten. Daher ist unter den Blasirten der jetzigen Zeit der entschiedenste Atheismus eben so verbreitet, wie der Cultus der Sinnlichkeit unter den Frivolen, da nicht bloß das Atheismus ist, zu wähnen, im Menschen nur habe der Geist Wirklichkeit, sondern auch das, einen nur problematischen Gott, um den man sich weiter gar nicht zu kümmern hat, in ganz verstandesträumerischer Weise anzunehmen, und zu fabeln, dieser Gott habe dem Menschen allein, zu völligem Belieben, das Regiment der Welt übergeben, und habe die ganze Vergangenheit, mit aller Anbetung, die sie ihm gezollt, nur wie einen Luxus, wie eine pomphafte Ankündigung drauf gehen lassen, um einige heutige, winzige Reformers anzukündigen.

Der Geist, an welchen die Blasirten glauben, ist nur der gesunde Menschenverstand des Individuums, der aber als solcher sehr krank befunden werden muß. Und wie leicht zu befriedigen und schwach an Geist, wie völlig ausgelebt diese Classe von Menschen ist, geht daraus hervor, daß sie allen Ernstes wieder auf des bekannten, dürftigen Thomas Payne Schriften hingewiesen haben, damit man sich an dessen trivialen Widerlichkeiten für Staat und Kirche, für Politik und Theologie auferbaue. Daß der Verstand schwärmen, daß der Verstand träumen könne, man hat es vielleicht bis dahin nicht für möglich gehalten; die heutigen Blasirten

beweisen es. Verstandesträumerei ist der Seelenzustand, in dem sich die Blasirtheit der Gegenwart befindet.

Auch die Blasirtheit will die Freiheit auf allen Gebieten, und setzt demnach die frivole Emancipation voraus, aber sie will nicht mehr bloß, wie die letzte, die Befreiung des Fleisches, sondern, wie sie sich wenigstens einredet, sie will auch die Befreiung des Geistes, aber in völliger Verkehrtheit. Denn die Wahrheit erst, wie wir früher ausdrücklich hervorgehoben, macht frei, die Wahrheit, die gar nicht mehr von dem Belieben des Individuums abhängig ist. Und doch ist es gerade ein sehr beliebter Gemeinplatz der heutigen Blasirten, alle Wahrheit für relativ zu halten, zu meinen, der Eine halte das Eine für wahr und der Andere wieder das Andere, was Wahrheit aber eigentlich sei, das lasse sich gar nicht entscheiden. Was ist Wahrheit? fragen sie wieder unermüdet im Sinne des Pilatus, und beantworten die Frage nie, da sie immer nur sich als Antwort geben. Daher ist denn auch das Verdrehen der Wahrheit, das bloße Debattiren, heute für und morgen wider, wie es dem eigenen Ich oder der Partei zu Gunsten gereicht, das unausgesetzte Bemühen dieser Richtung, und weil hier eben nicht die Wahrheit frei macht, sondern im Gegentheil das freie Belieben des Blasirten erst die Wahrheit selbst macht, so kommt auch überall die Lüge zum Vorschein. Dieses Lügengift der Blasirtheit, die weder den Geist, noch die Wahr-

heit, noch die Freiheit will, weil sie nur sich will, um den Ruhm des Vorwärts, aber auch vor Allem das Wohlsein des Fleisches als Gewinn zu erhalten, ist in demjenigen, was man heute wieder Aufklärung über Staat und Kirche nennt, und woraus sich nie und nimmer eine Reform bilden wird, der Grund- und Krebsschaden der Zeit.

Und auch dieser Schwindel der Blasirtheit, indem er eine götzendienerische Bewegung im Kreise um sein eigenes Ich macht, und eine Bewegung vorwärts zu machen wähnt, ist von den Männern auf einen nicht geringen Theil der heutigen Frauen übergegangen. Es ist diese Erscheinung eine ganz aparte, der Schönseeligkeit der früheren Sentimentalität entsprechende Armseeligkeit bloßer Aufklärungswuth, welche, da jetzt so viel von Pauperismus gesprochen wird, nur in Bekenntnissen einer armen Seele dargestellt werden könnte. So daß heute unter den Frauen dieses Genre's an die Stelle der einstigen Glaubensüberschwänglichkeit die trockenste Verständelei getreten ist. Denn es muß der weiblichen Eitelkeit, die schon irgendwie — das allerdings ist die Hauptsache — am Gemüthe Schiffbruch gelitten, ganz besonders schmeicheln, daß der Verstand des Individuums, auch des weiblichen, das, was das Individuum als Mutterwitz, ob viel ob wenig, so zu sagen, mit auf die Welt bekommen hat, das, was ihm angeboren ist, wie etwa schöne Augen, niedliche Hände, ohne alle weitere Denkfähigkeit und Bildung, daß das immer schon entscheiden könne,

was wahr sei und was nicht, freilich nur, um es morgen schon wieder wegzustreiten. Und so sehen wir denn diese kleinen Blasirten des weiblichen Geschlechts in der Gegenwart, wie sie zu Zeiten großer Umwälzungen besonders wild mit der Hand demoliren halfen, jetzt ganz besonders mit dem Munde demoliren, ohne daß sie es sich einfallen lassen, daß sie für einen bloßen Popanz in die Schranken treten, und daß nur dieses sie einigermaßen entschuldigen könne, ihre Blasirtheit durch die der Männer selbst ist veranlaßt worden. Ueberhaupt ist es vielleicht der tragischste Zug unserer Tage, daß diejenigen so viel Unheil anrichten in der guten Sache des Fortschritts, die so wenig Beruf dafür besitzen; daß die so viel mit Freiheitsfloskeln freveln, die eigentlich gar nicht wissen, was sie thun oder was Freiheit ist; daß Menschen als groß und als Märtyrer gefeiert werden, die unendlich winzig sind, und die, wie sehr sie sich ereifern, und wie viel Dreistigkeit sie auch beweisen, dennoch nur für einen Irrthum in's Feld ziehen.

Es stände schlecht mit unserer deutschen Zukunft, wenn gegenwärtig nur die Emancipation und die Blasirtheit unsere Frauen beherrschte. Denn von den Frauen, wie unwahrscheinlich es auch klingen mag, hängt immer die Zukunft eines Volkes ganz besonders ab, weil Frauen von der frühesten Zeit den unmittelbarsten Einfluß auf die junge Generation üben. Alle bessere Zukunft aber wird bedingt durch treue und pietätsvolle Anerkennung der Vergangenheit, und wird ferner davon

bedingt, daß man einen unerschütterlichen, innigen Glauben hege an ein Ideales, welches zwar auch vom Menschen verwirklicht werden soll, welches aber nur in so fern verwirklicht werden kann, als es in einem Höheren als der Mensch bereits Wirklichkeit hat. Dieses Ideale, dessen sich viele der jetzigen Zeit schämen — wie sie sich der Vergangenheit schämen — und eben deshalb nicht daran glauben, weil sie es nicht kennen, und weil sie sich durch religiöse und sittliche Veruntreuung wie durch Denkschwäche dessen unwürdig gemacht haben, dieses Ideale ist eben der Geist, aber nicht bloß der Geist dieses oder jenes Menschen, sondern der Geist Gottes, wie er auf ein großes, heiliges Resultat der Natur und Geschichte hinarbeitet. Hätte man nicht durch einseitiges, sophistisches Philosophiren die Geschichte — freilich nur im Wahn — längst resultatlos gemacht durch einen nie aufhörenden, sich selbst verschlingenden und wieder gebärenden, bloßen Naturprozeß, der die Langweiligkeit und Gedankenlosigkeit selbst ist, so erlebten wir gegenwärtig nicht so elende Fortschritts-Männlein und Weiblein, die von der Freiheit des Geistes schwatzen, ohne an den wahren Geist zu glauben, die eine bessere Zukunft anstreben, ohne Liebe zum Ideal und ohne die schöpferische Kraft, es zu verwirklichen. Der deutsche Radikalismus hat seine gänzliche Unfähigkeit zu jeder Produktion nicht ergötzlicher aussprechen können, als darin, daß er schon am Ende seiner noch jungen Tage, in einer Art von Greisenalter schon seiner ersten

Kindheit, die Kritik, und zwar eine unfehlbare Kritik, als Wissenschaft aller Wissenschaften, als Kunst aller Künste hingestellt hat. Wahrlich, wenn auch Gott, wie diese modernen Selbstgötter und Kritiker, statt einer herrlichen Welt nur eine elende Kritik geschaffen hätte, was hätte dann ohne Welt die impotente Kritik jener modernen Kritiker wohl kritisiren sollen? Aber wir wenden uns von den Blasirten der Gegenwart zu den

Enthusiasmirten. — Wenn ich hier von Enthusiasmus spreche, so verstehe ich darunter nicht die Narrheit eines erheuchelten Außersichseins, auch nicht den kindischen oder phantastischen Ausbruch von Verwunderung über die erste beste Trivialität, die der Phantast selbst erst hinaufschraubt zu einer verkrüppelten Carikatur. Sondern ich verstehe darunter jene Empfänglichkeit für die Herrlichkeit der Welt Gottes, sowohl für das vortreffliche Einzelne in ihr, als für sie als Ganzes, jedoch so, daß dieser Enthusiasmus nie das Bewunderns-werthe bloß bewundert, sondern auch dessen sich klar und mit aller Wärme bewußt wird, was er selbst zu thun berufen ist, und also von dem Geiste des bereits Geschaffenen sich zu eigenem Schaffen oder doch wenigstens zum Handeln fortgerissen sieht. Dieser Enthusiasmus, diese jugendlich freudige Begeisterung, welche das Gottesreich, ob geistlich ob weltlich, durch alle Trübheit der Erscheinungen hindurchleuchten sieht, und es immer weiter ausbreiten will, hat bis dahin noch alle

wahrhaft großen Menschen, Frauen wie Männer, erfüllt, wenn sie solcher Begeisterung oft auch den profansten Ausdruck gaben, und sie erfüllt auch die besseren Frauen und Männer der Gegenwart. Sie machen denjenigen Theil der Nation aus, der harmonisch gebildet genug ist, um zu wissen, was leider viele nicht wissen, was die Deutschen an ideeller Gediegenheit, an geistiger Hoheit bereits erarbeitet haben. Jene Frauen und Männer sind durchdrungen davon, und dieser ächte, glühende Nationalstolz, der die Bescheidenheit des Einzelnen, wenn er an sich und seine Mängel denkt, nicht ausschließt, sondern fordert, dieser begeisterte Nationalstolz ist Enthusiasmus, und ist jetzt auf's Neue — wie er sich auch zur Zeit der Freiheitskriege großartig bewährt hat — unter den Besseren und Besten, unter Frauen und Männern im deutschen Vaterlande erwacht.

Dieser Enthusiasmus ist das gerade Gegentheil der obigen Blasirtheit, selbst bis auf gewisse Uebereilungen hin, welche bei ihm aus einem Zuviel des Geistes entspringen, aus einer zu sanguinischen Lebendigkeit, seine Ideen zu verwirklichen; während die Blasirtheit überall das Zuwenig des Geistes, den letzten Rest desselben zu erkennen giebt, und dennoch ihre Frechheit für Tugend, ihre tendenzmacherische Entnervtheit für Leben in der Oeffentlichkeit ausgiebt.

Der Enthusiasmus der jetzigen Zeit hat darin einen Vorzug vor dem einer früheren, daß er die bloße Sentimentalität

überwunden, und mit dem Gemüth zugleich den Verstand in sich cultivirt hat, was jetzt namentlich bei Frauen mehr als zu einer anderen Zeit hervortritt. Der Enthusiasmus der Gegenwart will im Unterschiede von der Blasirtheit die Sache selbst, nicht bloß das Mittel zu ihr; er will die Versöhnung mitten im Kampf, nicht den ewigen Hader, die Mäkelei, die Erbitterung bloß der Erbitterung wegen; er will die Wahrheit, nicht bloß die Demonstration und noch dazu die einer bloßen Schein-Wahrheit; er will den Nationalzweck, nicht bloß die Privatabsicht oder gar die Tendenz der bloßen Partei.

Und so versprechen uns die Enthusiasmirten auch unter den Frauen der jetzigen Zeit eine schöne Zukunft, sowohl in Hinsicht ihres eigenen Geschlechts als des Vaterlandes überhaupt. — Es ist ein eigenthümlicher Zug des weiblichen Enthusiasmus der Gegenwart, daß er das längst durch die stille That bewiesen oder widerlegt hat, in Betreff dessen unter den Männern immer noch Streit über das Ob und das Wie geführt wird. Statt sich in den Kampf zu mischen über Vertheilung der Arbeit, über den Zustand des Proletariats, über die Hebung oder wenigstens doch Linderung der Armuth, sehen wir viele enthusiasmirte Frauen der jetzigen Zeit, besonders in größeren Städten, den Wohlthätigkeitssinn und die Erweckung der niederen Classe zu Lebensfrische und Arbeitslust im weitesten Umfang und mit freudiger Aufopferung üben. Und wenn viele unter den Männern immer noch bei sich im Zweifel sind,

ob nicht dennoch der Emancipation des weiblichen Geschlechts in dem Sinne Zugeständnisse zu machen seien, daß die Frau auch männliche Lebensfunktionen dem Buchstaben und nicht dem Geiste nach übernehme, so sehen wir gerade diejenigen Frauen, welche für eine Reform ihres Geschlechts, wie wir sie in der nächsten Vorlesung betrachten werden, im höchsten Grade begeistert sind, gegen die Emancipation in der frivolen Bedeutung eine öffentliche Meinung nicht bloß, sondern ein öffentliches Sittenbewußtsein und Sittengericht bilden. Und wenn endlich einige Männer immer noch pedantisch darüber debattiren, wiefern die Frau, ohne ihre Pflicht als Gattin, als Mutter und als Wirthin zu vernachlässigen, Beruf habe zu geistiger Thätigkeit in erhöhterem Grade als bisher, so sehen wir die Enthusiasmirten jetziger Zeit als Gattinnen, als Mütter und als Wirthinnen sich auszeichnen, und doch mit lebendigstem Interesse sich betheiligen an so vielem, was die Vorwärtsbildung der Nation in den Detail's des Volks- und Gemeindelebens angeht. Und dieser Enthusiasmus des weiblichen Geschlechts bildet gegenwärtig in Deutschland denjenigen Verein, dem vorzugsweise — wir wiederholen es — die Zukunft der nächsten Generation übergeben ist. Wir brauchen hier natürlich das Wort Verein nur ganz im Allgemeinen. Denn es kann nicht ausbleiben, daß in einer Zeit, wie die jetzige, welche immer noch nicht weiß, wie das Problem der Zukunft gelöst werden soll, viele der Besten auch unter den

Frauen, in stiller Resignation, im Bewußtsein dessen, was sie wollen, was sie für die Gegenwart und Zukunft bereits mitgewirkt haben, dennoch in mancher Beziehung *isolirt* leben.

*Die Isolirten*, welche unter Frauen und Männern der Gegenwart, ungeachtet des herrschenden Vereinswesens, häufiger sind, als man glauben sollte, weil sich eine neue Zeit erst immer aus dem dunkeln Vorgefühl und der Zerstreuung der Gesellschaft durch die Isolirtheit der Besonnenen hindurch wieder in die Gesellschaft den Weg bahnt, bezeichnen den geraden Gegensatz, auch in dem heutigen *weiblichen* Geschlecht, zu den Emancipirten. Wie diese aus Eitelkeit und innerer Leerheit immer nur nach dem Rausch der Gesellschaft streben, und nie zu sich selbst kommen, weil sie eben in ihre sinnliche Existenz verliebt sind, und sich dann, um als Notabilitäten gefeiert zu werden, durch die Blasirtheit erst recht verflüchtigen und veröden; so kehren die sich Isolirenden mit der Entdeckung in die Einsamkeit zurück, daß so die Gesellschaft, von Frivolität und Blasirtheit durchzogen, nicht bleiben dürfe, wie sie jetzt ist, und sammeln sich in der Zurückgezogenheit für die Zukunft und die bessere Gesellschaft. Und wenn die Isolirten, ganz so wie die Anhänger der Emancipation, zunächst nur eine bloße *Stellung* bezeichnen, so werden doch beide dadurch zu Charakteren, wie die Blasirten und Enthusiasmirten es schon an sich sind, daß der Isolirte den Enthusiasmus in sich zur

Besonnenheit ausbildet, der Emancipirte dagegen zur Verödung des blasirenden Standpunktes fortgeht.

Die Isolirten unter den Frauen und Männern der jetzigen Zeit, wie wir sie im Sinne haben, können es nun aber unter sehr abweichenden Constellationen sein. Im Allgemeinen isoliren sie sich aus Liebe zur Gegenwart, aber aus Enthusiasmus für die Zukunft, ein Enthusiasmus, der nur durch das wüste Durcheinander unserer Tage einstweilen zur Entsagung gedrängt wird. Aber diese Entsagung ist nicht müßig, sondern sie arbeitet in irgend einer Weise bereits jetzt für die bessere Gesellschaft. Schon Göthe nimmt, was den Lärm der Zeit betrifft, für die zweite Hälfte seines reichen, stets dem Edelsten gewidmeten Lebens diese Stellung ein, und es ist die größte Spießbürgerlichkeit und Flachheit einiger Modernen, die ihm das als Theilnahmlosigkeit für die öffentlichen Thatsachen ausgelegt haben. Wer war wohl thätiger, und zwar für die Menschen, für die wirklichen Verhältnisse, für ein gesundes Gedeihen der Nation unverdrossen thätiger, als gerade er? Und so ist es für unsern Fall um so merkwürdiger, daß Göthe dasselbe Werk, in welchem er die Gegenwart und Zukunft der Gesellschaft in den ideenvollsten Zügen entwirft, daß er die noch so selten verstandenen Wanderjahre die Entsagenden nennt.

Was nun aber die heutige Isolirung unter den Frauen ganz insbesondere angeht, so erfolgt dieselbe bei Vielen aus

dem Schmerz über die überhand nehmende Blasirung ihrer männlichen Umgebung. Das edlere, tiefere Weib, welches durch Anlage, Erziehung, Selbstbildung, aus Zartheit und Pietät nicht anders kann, als den Unterschied der Geschlechter, welcher durch die Natur gesetzt ist, in aller Reinheit bewahren, aber eben so sehr die Ebenbürtigkeit mit dem Manne, die Ausgleichung des Geschlechtlichen im Geist als dringendste Aufgabe erkennt, ist gerade in der jetzigen Zeit oft dem härtesten Kampf überwiesen. Wo sind schon hinlänglich die Leiden gewürdigt, welche ein weibliches Wesen der Art durchzumachen hat, wenn es, wie so häufig, mit einem Manne in ein eheliches Verhältniß getreten, der das, was heiligste Ueberzeugung in der Frau ist, mit stumpfer Rohheit ablehnt, es als Vorurtheil, als Frömmelei bezeichnet, oder der, selbst schon hinlänglich verkommen durch Emancipation und Blasirtheit, jeden reinen Enthusiasmus in der Frau, ihr Leben für den Familienberuf und die Pflege des Geistes in sich und den Kindern, mit bornirter Aufklärungswuth, wohl gar mit sinnlicher Begierde antastet? Hier beginnt eine Tragödie, mitten im modernen Familienkreise, die vielleicht nie auf die Bretter kommt, die aber auf der Bühne des wirklichen Lebens spielt, und alle Gestalten des herbsten Leidens vorüberführt, welche nur je im Tragischen erfunden worden sind. So daß selbst die heiligsten Besitzthümer des Geistes, die Religion, die Wahrheit, die Schönheit der tyrannischen Herrschaft des Mannes erst abgekämpft werden müs-

sen. So ist, um nur bei der Religion einen Augenblick zu verweilen, Gretchens Frage nach dem Glauben des Faust eine ewige Frage des Weibes an den Mann, zu der das Weib daher auch stets berechtigt ist, eine Frage, die aber für unsere Zeit eine besonders tragische Geltung hat, und die oft mit welcher Härte und Verstocktheit, mit welcher gewissenlosen Läugnung und Verspottung des Heiligsten von dem Manne bei Seite geschoben oder beantwortet wird, ohne daß es dem Antwortenden beikommt, während doch nichts gewisser als das, daß seine verneinende Antwort in der Lüge wurzelt, daß er mit all' seiner Aufklärung, und gerade durch sie, der Beschränkte ist und nicht die Frau. Daher denn auch, wenn die Frau nicht selbst schon in den Taumel der Emancipation oder der Blasirtheit hineingerissen ist, eine Isolirung derselben mit den Kindern, so weit es möglich, erfolgt, um nur das Edlere, das Reinere, in eine bessere Zukunft, welche die Mutter in den Kindern hofft, hinüberzuretten.

Aber die Isolirung entsteht bei Einigen des weiblichen Geschlechts häufig auch daraus, daß ungewöhnliche Anlage und Bildung, die nach Aeußerung verlangen, wenn sie sich äußern, von ihrer weiblichen Mitwelt, vielleicht von der Welt überhaupt, nicht begriffen, nicht beachtet werden. Nicht alle hervorragende Erscheinungen der Art in der weiblichen Sphäre haben die Gunst der Umstände, eine empfängliche Mitgenossenschaft zu erfahren, wie dieses doch wenigstens einigermaßen

Bettina'n und Rahel'n zu Theil geworden ist. Obwohl namentlich die letzte, ungeachtet sie das seltene Glück gehabt, einen Gemahl zu finden, der ihre große Bedeutung vollkommen zu würdigen wußte, sich noch viel darüber zu beschweren hätte, daß ihr tiefer Gedankengehalt, ihre geheimsten, wunderbar gestimmtesten Seelenzustände, dem Leser in der liebenswürdigsten Weise vertraut, ihre Vereinigung von Enthusiasmus für alles Große mit heller, geistreicher Verständigkeit, ihr tapferes Ringen für die Zukunft der Frauen, lange nicht genug anerkannt oder doch wenigstens beherzigt worden sind. Wir sehen den Grund davon, daß die besten deutschen Schriftstellerinnen immer noch nicht gebührende Gerechtigkeit und aufgeschlossenes Verständniß, zumal bei ihrem Geschlecht, erfahren, besonders in dem noch häufigen Mangel an eigener, freier Gedankenthätigkeit in den Leserinnen, so daß solche bei ihrer Lektüre auch immer mehr auf Verhältnisse, Verwickelungen und Entwirrungen, kurz auf **äußere** Begebenheiten, im Roman, in der Novelle, achten, als auf die großen Ereignisse im Geist, auf Ideen, auf Gedanken, von denen, wenn sie bedeutend sind, doch erst das Aeußere seine wahre Größe erhält. Auch aus diesem Grunde ist die belletristische Literatur des Auslands, die jene äußerlichen Interessen besonders befriedigt, vorzugsweise beliebt. Man frage nur einmal, wie viele Frauen sich für den köstlichen Wilhelm Meister und wie viele sich für Bulwer's Eugen Aram oder

den neuesten Sue'schen Tendenz-Roman entscheiden werden. Was aber nochmals den gerügten Mangel betrifft, so beweist er allerdings, daß die weibliche Erziehung noch vielfach dessen entbehrt, was auf den Geist wirkt, was ihn anspannt, ihm jenen Reiz beibringt, der von der Wahrheit, Schönheit, Fülle des Gedankens selbst herrührt, so daß der Geist schon in diesem eine unendliche Nahrung und Befriedigung findet, und nun der Geschmack auch das äußere Ereigniß um so besser zu würdigen weiß. — So überweist also auch der Mangel an intellektueller Bildung in den Empfangenden viele der Hervorbringenden des weiblichen Geschlechts ebenfalls einstweiliger Isolirtheit, und sie überlassen sich nicht selten der literarischen Wirksamkeit nur noch, um eine bessere Zukunft herbeizuführen.

Endlich ist es die große Monotonie unserer heutigen geselligen Zustände, welche viele der bedeutenderen Frauen zur Isolirtheit bringt. Denn weder die schon seit den Freiheitskriegen in gewissen Kreisen herrschend gewordene, schöngeistige Unterhaltung, welche man vor allen anderen geistreich genannt, und die sich, ästhetisch nur am Theetisch, mit Recht ziemlich verrufen gemacht hat, noch auch dies heutige gesellige Schwätzen über politische und kirchliche Zerwürfnisse, ein Schwätzen, dessen letzter, humanster Zweck, um Frauen und Männern zusammen ein Fest zu bereiten, oft doch nur ein großes Zweckessen in bunter Reihe ist, kann unmöglich denjenigen Frauen genügen, deren Geist mündig geworden, und die nun eine dem

gemäße Zusammenwirkung anderer Mündigen auch in der Geselligkeit fordern. So bleibt denn ihnen einstweilen ebenfalls nur Entsagung und Wirken mehr in der Zurückgezogenheit übrig, um eine günstigere Zeit zu erleben oder doch wenigstens den Künftigen zu erarbeiten.

Haben wir nun von der heutigen Isolirung der Frauen gesprochen — womit wir indessen immer nur die eine Richtung neben den anderen dreien bezeichnet, deren Verwirklichung jedes Mal durch die Individualität bedingt wird, — so möchte es zweckmäßig sein, aus früherer und jetziger Zeit zweier literarischer Erzeugnisse zu gedenken, welche beide, ebenfalls aus einer gewissen Isolirtheit hervorgegangen, beweisen, in wie hohem Grade im Geist eine Vereinigung des geschlechtlichen Unterschiedes, oder doch wenigstens ein Austausch desselben erreicht werden kann. Beide Produkte, sehr verschieden von einander in Inhalt und Form, und doch beide unter den Gesichtspunkt der Natur zu bringen, dürften nicht so bekannt sein, wie sie es verdienen. Das eine von einem Manne, der stets einen starken Zug in sich gespürt, an dem Glanze der großen Welt wirksamen Theil zu nehmen, um sich dann wieder der tiefsten Einsamkeit zu überlassen; das andere, ohne Zweifel, wie es denn doch die Schreibart verräth, von einer Frau, die gewiß ebenfalls viel Welt gesehen, sich mit Anmuth in den ausgesuchtesten Kreisen bewegt, die tiefste Sinnigkeit sich

bewahrt, und aus innerstem Bedürfniß wieder und wieder einsamer Forschung sich beflissen hat.

Die erste dieser Schriften sind die Handzeichnungen nach der Natur von Hippel, dem berühmten Humoristen, eine Idylle, wenn man will, aber ungewöhnlicher Art, die mit so zarter Anempfindung des Gemüths an die Natur, mit einer so innig treuen Kindlichkeit und warmen Hingebung der Einbildungskraft an das Stillleben ländlichen Friedens hingehaucht worden, daß man meinen sollte, nur ein weibliches Wesen habe so etwas hervorbringen können. — Die andere Schrift: das Lebensgesetz, die Formen und der gesetzliche Zusammenhang des Lebens (Berlin, Verlag von Veit & Comp. 1842), deren Verfasser all' seinen Enthusiasmus für die Herrlichkeit des Naturlebens durch die Isolirtheit der Forschung zu einer so klaren, gedankenreichen, wohl stylisirten Besonnenheit bändigt, und, ungeachtet alles Eingehens auf manches wissenschaftliche Detail, dennoch sich die frischeste Jugendlichkeit in der geistvollen Auffassung der Erscheinungen bewahrt, daß dieses Produkt ein wahrer Jungbrunnen für die geistlose Greisenhaftigkeit männlicher Empiriker werden könnte, und zugleich eine Ermuthigung für ein gewisses, immer noch hie und da zu bemerkendes, weibliches Tändeln im Aeußerlichen oder in bloßer Belletristik, um zu würdigeren Gegenständen sich zu erheben. Denn wer dürfte, unter Umständen, ohne der wahren Freiheit der Frauen zu

nahe zu treten, etwas dagegen einwenden, wenn auch ein weibliches Wesen, durch besondere Individualität veranlaßt, also auch wohl durch Talent und Bildung ausgezeichnet, die Frage nach dem Wesen der Dinge sich und andern auf originelle Weise zu beantworten unternimmt? —

So eilen die Frauen allerdings einer freieren Stellung und Entwickelung ihrer ganzen Eigenthümlichkeit entgegen, um im Unterschiede von der frechen Emancipation und der entnervten Blasirtheit durch Enthusiasmus und Isolirung zu einer höheren Einigung der Geschlechter im Geist und im Leben zu gelangen. Sehen wir doch auch jene außerordentliche, geniale Frau, welche in Frankreich solchen Wendepunkt bezeichnet, George Sand, durch Enthusiasmus für Poesie und sociale Lebensverhältnisse, wie durch Isolirung von aller Halbbildung, dieselbe Zukunft uns vertreten. Auf das Speciellere solcher Reform wollen wir in unserer nächsten Betrachtung weiter eingehen.

# Vierte Vorlesung.

[illegible] Dinge sich mit anderen [illegible] — 

[illegible] Stellung [illegible] Eigenthümlichkeit [illegible] Enthusiasmus und Isolirung [illegible]

Leben zu gelangen. Sehen wir doch auch jene [illegible] Frau, welche in Frankreich [illegible] George Sand, durch Enthusiasmus für [illegible] durch Isolirung [illegible] Zukunft [illegible] wollen wir in unserer nächsten Betrachtung [illegible]

## Hochverehrteste!

Die Besonnenen aller Zeiten haben es stets gewußt, und nur die Leichtfertigen haben bis diese Stunde nicht daran glauben mögen, daß die Zukunft immer anders kommt, und bis in alle ihre wesentlichen Einzelnheiten sich anders verwirklicht, als diejenigen bezwecken, welche immer nur mit ihrer Privat- und Partei-Weisheit experimentiren, und nach dem eiteln Ruhme geizen, die Zukunft bloß durch ihre Namen verherrlicht zu sehen. Noch dazu ist diese Weisheit meistens so unreiner Art, daß sie ohne alles Weitere die Leidenschaft des Individuums, sein persönliches Gelüsten schon für ein Recht ausgiebt, sich anmaßt, aus diesem nur eingebildeten Rechte die Zukunft zu deuten, und nun gar sie völlig in der Gewalt zu haben. Das Unberechenbare der Zukunft, dieser scheinbar bloße Rest, der in gar keine Natur- und menschliche Willens-Thätigkeit aufgeht, ist vielmehr immer der stärkere Faktor alles Geschehens, ist dasjenige, woraus alle menschliche Frei-

heit erst herkommt und wohin sie wieder zurückgeht. So daß es ein ganz ideenloser Calkül der Geschichte wäre, einen Zeitraum immer nur als das Facit einer gewissen Naturwirkung und der menschlichen Willensthätigkeit zu betrachten, und als solche vorauszusagen. Wie nimmer ein Kunstwerk entsteht aus dem bloßen, wenn auch noch so ergiebigen Stoff und der gewandtesten Verständigkeit, so läßt sich auch nie die Geschichte machen aus bloßen naturwüchsigen Grundlagen und einer verständigen Vielgeschäftigkeit. Sondern die Geschichte ist eben so in ihrem Leben bedingt, wie das Kunstwerk, außer den naturgemäßen und verständigen Mitwirkungen, von einem nicht zu Erzwingenden, dem eigentlichen Geiste der Ereignisse, dem die natürlichen Substrate wie die verständigen und frei handelnden Menschen nur dienen, sie mögen wollen oder nicht. Nie wird eine Natur- und Geschichts-Periode, geschweige denn die Natur und die Geschichte selbst, richtig erkannt werden, ohne diese unbekannte und doch offenbare Größe der Begebenheiten mit in Anschlag zu bringen; und dasselbe gilt denn auch von der Zukunft.

Dieses der Verständigkeit stets Entfliehende, Unberechenbare verleiht aber der Geschichte den höchsten Reiz, und eröffnet demjenigen, welcher mit Bescheidenheit und Ehrfurcht den Urwillen der Begebenheiten anerkennt, erst recht ein Gebiet, auf welchem er in dem Sinne Prophet sein darf, als er, ohne

das letzte Wann und Wie jenes Willens zu durchdringen, gerade aus ihm das Gesetz der Zukunft entnimmt. Dieses Gesetz aber ist das des zureichenden Grundes, und giebt es für unsern Fall auf's Deutlichste an die Hand, daß sich allerdings aus den einzelnen Thatsachen und geistigen Bedürfnissen der Besten unserer Zeit eine Durchschnittsbestimmung dessen, was da kommt, angeben lasse, immer jedoch so, daß dieses Kommende seinen eigentlichen Charakter, die Einzigkeit seiner Individualität, seinen Anfang und sein Ende, sein zeitliches Schicksal und seine ewige Geltung durch eine höhere Freiheit und Entscheidung erhalte, als aller menschlichen Erfahrung zugänglich ist. Diese Weltanschauung liegt denn auch der alten Prophetie zu Grunde, welche immer ihren Ausgangs- und Endpunkt in einem Höheren nimmt als sie selbst, und eben darin Erfüllung wird. Ja dieses ist auch die eigentliche Verfahrungsart der alten Orakel, wenn auch in viel matterer Weise und in mehr profanem Bewußtsein. Daher das Geheimnißvolle, das Tastende, das Schwankende ihrer Bildlichkeit, daher die Vieldeutigkeit, das Räthselspiel und das nur Unbestimmte ihrer Weissagung, die dem Menschen, dem Priester, der da in Kühnheit spricht, auch schon wieder, indem er spricht, den Mund verschließt. Der Priester spricht, und ist auf dem Wege klar zu werden, aber der Gott tritt verstärkteren Schrittes aus dem Innern des Hierophanten hervor, und offenbart ihm, daß er den Weg an das Licht des Erdentages nicht vollenden

dürfe, wie er doch angefangen ihn zurückzulegen. Dieser heilige Schreck vor dem Begonnenen, von Seiten des Priesters, diese Unterbrechung des Weges, diese Unterbrechung der Rede, von Seiten des Gottes, fixirt dieselbe zum bloßen Bilde, oder verflüchtigt den bestimmten Ausgangspunkt in die bloße Allgemeinheit.

Was nun uns betrifft in Ansehung der Zukunft, um welche es sich hier handelt, so wollen wir uns weder in ein orakelndes Spiel mit dem Heidenthum einlassen, noch auch, zu Gunsten unseres Thema's, gar in die Anmaßung verfallen, ein Prophetenthum nachzuahmen, hinter dem wir dennoch unendlich zurückbleiben würden. Sondern wir wollen nur in der Art von der Zukunft hier zu sprechen wagen, als wir von der Vortrefflichkeit und dem großen Berufe der deutschen Nation auf's Innigste erfüllt sind. Wir wollen es in dem Sinne, als es leicht ist, dem eine schöne Zukunft vorauszusagen, der eine reiche Vergangenheit und eine rührige Gegenwart aufzuweisen hat. Wir wollen es in dem Sinne, als wir nur dasjenige hervorzuheben gedenken, was allerdings, nach dem, was vorliegt, gegenwärtig noth thut. Aber auch, bei dieser Art die Zukunft zu betrachten, wüßten wir nicht anders zu bestehen, als indem wir demjenigen Geiste der künftigen Ereignisse, trotz aller Gunst der Natur und der Kräftigkeit menschlicher Willensbestrebung, die Entscheidung überlassen, auf welchen wir als auf den Lenker des ganzen Processes bereits hingewiesen haben.

Im Verfolge der neuen Zeit in Bezug auf die beiden

Geschlechter hatten wir in unserer vorigen Entwickelung Deutschland in näheren Betracht gezogen. Wir hatten uns Nürnberg zur Zeit der jungen Reformation vergegenwärtigt mit seiner künstlich behäbigen Bauart, mit seinen harmlos und heiter gearteten Menschen. Ueber die traurige Ausländerei, besonders in der Nachahmung der Franzosen, hatten uns die unvergeßlichen Genien unserer classischen Literaturperiode siegreich hinweggeholfen. So gelangten wir nach Weimar, und erlebten hier eine Zeit der Bildung, der seltensten Vereinigung von tüchtiger Gesinnung, Wahrheitsliebe, von Geschmack und feinem Lebenstakt, wie sie wenige Nationen aufzuweisen haben, eine Blüthe der Gesellschaft, eine Blüthe des deutschen Volkes, welche uns reiche Früchte versprach. Nochmals wandten wir uns dem zu, was unsere großen classischen Schriftsteller des Herrlichsten unter uns gewirkt haben, und ferner noch wirken werden. Wir gingen darauf zum Auslande über, verweilten einen Augenblick unter den Frauen Englands, und begrüßten nun die genialste Erscheinung, welche die ganze jetzige Literatur Frankreichs aufzuweisen hat, jene außerordentliche Frau, deren erhabene Zwecke, deren glänzende Schöpfungen wir durch die abweichendsten Phasen ihres Lebens hindurch verfolgten, wir begrüßten George Sand, von der wir bekennen mußten, ohne ihre Mängel zu verschweigen, daß sie ganz besonders den Wendepunkt bezeichne für die weitere Entwickelung des weiblichen Geschlechts überhaupt, womit wir aber schon die Reform

andeuteten, welche auch in Deutschland insbesondere bevorstehe. Und so kehrten wir denn zunächst wieder zu unserer eigenen Nation zurück, um hier den gegenwärtigen Zustand der beiden Geschlechter und zumal den des weiblichen weiter zu erörtern. Die Gährung und Bewegung der deutschen Gegenwart in Betreff der Frauen und Männer führten wir uns vor unter den Charakteren der Emancipirten, der Blasirten, der Enthusiasmirten und der Isolirten. Mit den ersten beiden aber mußten wir uns, da sie völlig unerquicklich und, so lange sie in ihrem gegenwärtigen Zustande verharren, ohne heilbringende Bedeutung für die Zukunft sind, dem Principe nach aufs Entschiedenste auseinandersetzen. Dagegen fanden wir im Enthusiasmus und in der Isolirtheit der Gegenwart eine unverkennbare Hindeutung auf die Zukunft.

Es versteht sich aber wohl von selbst, daß wenn wir in unserer Betrachtung von Enthusiasmirten und Isolirten sprechen, dieses doch keineswegs so genommen werden darf, als wäre damit schon die ganze Eigenthümlichkeit und Lebensweise derer erschöpft, welche in diese Richtung einschlagen. Sondern der Enthusiasmirte kann sehr wohl neben seiner warmen, begeisterten Hingebung an seinen Gegenstand auch eine sehr kalte Erwägung und Besonnenheit in anderer Beziehung besitzen, und der Isolirte kann nach gewissen Seiten hin auch sehr weit reichende Verbindungen haben und äußerst gesellig sein. —

Daß eine Reform in dem Verhältnisse der Geschlechter zu einander nöthig geworden sei, geht schon daraus hervor, daß man die gerechte Forderung sich klar zum Bewußtsein gebracht hat: es soll das Weib mit dem Manne in voller Ebenbürtigkeit und in derselben Freiheit anerkannt werden, so wie daraus, daß man dennoch sich so weit verirren konnte, die Forderung durch Emancipation und durch Blasirung erfüllen zu wollen. Aber dann beweist vor allem die Gewißheit, daß die beiden letzten Richtungen gegenwärtig immer noch so zahlreiche Anhänger haben, wie dringend es sei, eine Veränderung eintreten zu lassen. Nun wäre es aber anmaßend und undankbar gegen die Vergangenheit, von einer Reform schlechthin zu sprechen. Denn wer wollte es läugnen, wie viele Vorurtheile im Verhältnisse der Geschlechter zu einander bereits niedergekämpft seien; aus welchem Kampf denn das große Resultat hervorgegangen ist, worauf wir auch fort und fort hingewiesen haben, daß der natürlich bestehende Unterschied der Geschlechter ein Vorzug auch für den Geist sei, daß dieser Unterschied erhalten und cultivirt werden müsse, und daß erst so im **Geist** eine Einigung des geschlechtlichen Unterschiedes erreicht werden könne, eine Einigung, welche die vollendete Gegenseitigkeit der weiblichen und männlichen Natur, ihre Harmonie und demnach der Unterschied und die Einheit beider zugleich ist. — Hat

man nun gegenwärtig dieses Letzte des Resultates auch erst als zu erreichendes Ziel erkannt, so hat man es doch erkannt, und so ist also von uns die Reform nur fortzusetzen, die aber dennoch, wenn ihr Kreis einst durchlaufen sein wird, für sich auch als ein Ganzes genommen werden muß.

Also eine fortgesetzte Erziehung und Selbsterziehung beider Geschlechter zu einer gleichmäßigeren Harmonie im Geist, um dadurch auch das leibliche Gedeihen, die leibliche Würde, die äußeren Rechte der Individuen, der weiblichen wie männlichen, das öffentliche Leben sicher zu stellen und durch den geistigen Gehalt zu verklären, ist dasjenige, was der Zukunft in einem ganz besonderen Grade anheim fällt. So vollbringt sich die Zukunft der beiden Geschlechter:

in der Reform der Familie,
in der Reform der Schule,
in der Reform der Geselligkeit.

Die einzelnen Fäden jedoch, in welchen sich die Fortbildung der Geschlechter zu geistiger Ebenbürtigkeit in der Familie, Schule und Geselligkeit fortspinnt, sind die Religion, die Vaterlandsliebe, der Weltbürgersinn. In der Familie erscheinen sie noch in der einfachen Fügung einer patriarchalischen Gegenwart, in der Schule sollen sie sich aus der Vergangenheit der verschiedensten Weltperioden ergänzen, und die Cultur als ein Gesammtgewebe aller Zeiten darlegen, in der Geselligkeit sollen sie wieder in das unmittelbare Leben, aber

in eine reich gebildete Gegenwart, einschlagen, und sich trotz der Verwirrung des ungeheuern Materials in schöner Weise wieder entwirren.

Daß eine Grundreform, als Fortführung aller bisherigen Cultur, und zwar unseres ganzen Bestehens, von den allgemeineren Institutionen bis zur Lebensstellung der Geschlechter zu einander und des Einzelnen in ihnen, dasjenige ist, was jetzt am meisten noth thut, was wir nicht bloß wollen, was uns wie eine Gottesmahnung der Bestand der Thatsachen aufdringt, Niemand wird es bestreiten. Aber das Wie, nicht das Daß oder das Was, ist es, woran, wie in einer babylonischen Verwirrung, Alle mit Allen auseinandergehen. Und doch ließe sich das Wie wohl ausfindig machen und die Verwirrung wohl heben, sobald nur erst, jener Reform entsprechend, eine sittliche Läuterung von Grund aus über uns, die Streitenden, gekommen wäre. Es ist gewiß, daß während die Gleichgültigen, die ewig nur in der Mitte Stehenden, die größte Verachtung verdienen, daß auch die extremen Parteien so lange nichts ausrichten werden, so lange sie in dem Grade von Haß gegen einander sich fortreißen lassen. Der pure Haß ist nicht bloß Schwäche des Gemüths, er ist auch Schwäche des Verstandes, und in so fern Schwäche der Vernunft selbst; der pure Haß jedoch ist eben deshalb auch Verstocktheit des Willens und darum zurechnungsfähig; was aber noch dazu kommt: der pure Haß ist völlig unpro-

duktiv. Indem wir nun hier Gemüth, Verstand, Vernunft berühren, stoßen wir an den ersten wunden Fleck der jetzigen Zeit, der geheilt werden muß, wenn die Reform auch der geschlechtlichen Verhältnisse in's Leben gerichtet werden soll, denn sie soll doch vor allem eine vernünftige sein; ja die Heilung jenes Grund-Schadens ist schon der Anfang unserer Reform.

Wie die frühere Zeit, so ehrenwerth sie auch war, vielen Unfug trieb mit dem Gemüth, indem sie es wohl besonders pries als das sogenannte gute Herz, und wie daraus die flachste Sentimentalität und Selbstrechtfertigung des Individuums hervorging, ganz dem gemäß preisen sie jetzt wieder ohne Ende den gesunden Menschenverstand, und es entspringt daraus, wie wir gesehen, die allerseichteste Aufklärung und dieselbe Selbstrechtfertigung des Individuums. Aber es wird in der heutigen Zeit auch wohl an die Stelle des gesunden Menschenverstandes die menschliche Vernunft gesetzt, und aus dieser Setzung geht dann erst recht der unverschämteste Götzendienst, die Selbstanbetung des Individuums hervor. Denn sogleich heißt es von dieser menschlichen Vernunft — jedoch mehr nur im Munde derer, die so eine Art versprengten philosophischen Bewußtseins haben — sie sei das Höchste, was es überhaupt gebe. Nur der Philister und seine Frau, an die zur Aufklärung diese Versicherung jener neuesten Popularitätsphilosophie gerichtet wird, schwanken denn doch noch etwas

stark darüber, ob die Vernunft auch wohl wirklich höher sein solle als der Verstand, und nicht vielmehr der Verstand höher als die Vernunft. Ja der Philister nebst Frau sind allen Ernstes geneigt, den Verstand höher zu stellen als die Vernunft, da ja das Wort Verstand so plausibel ist, und ordentlich, schon dem Klange nach, zum leichteren Verstehen einzuladen scheint. Genug, die Lehre vom guten Herzen, welches doch auch bisweilen sehr böse sein kann, und vom gesunden Menschenverstande, welcher aber an der fatalen Krankheit leidet, vieles nicht im Mindesten zu fassen, und von der menschlichen Vernunft, die dem Philister zwar unklar ist, vor der er aber doch einen angeborenen Respekt hat, diese drei bilden die moderne Dreieinigkeit, an welche der Philister blindlings glaubt, ohne sich im Entferntesten darüber Skrupel zu machen, daß er völlig auch diese Dreieinigkeit nicht versteht. Aber, was dem Philister schmeichelt, ist dieses, daß er jedes der drei Momente besagter Dreieinigkeit selbst, in eigener Person, besitzt. Denn welches Philisters Herz wäre nicht im Grunde gut, nach seiner Meinung nämlich, und welcher Philister hätte nicht, vielleicht wenig gelernt, aber doch einen gesunden Menschenverstand, und welcher Philister endlich wäre nicht bei sich, das heißt denn doch wohl bei Vernunft? Und aus dieser flachen aber auch frechen Dreieinigkeitslehre von dem guten Herzen, dem gesunden Menschenverstande und der menschlichen Vernunft ist heut zu Tage

ein Dünkel sonder Gleichen, ja ein wahrer Fanatismus ausgebrochen, und auch unter viele Frauen gefahren, ein Fanatismus, der aber neben dem Dünkel auch noch den finstersten Haß nährt gegen jeden anders Denkenden, und noch dazu wähnt, dieser Haß sei etwas Rechtes. Und solcher Dünkel nun eben, solcher Schwindel über die menschliche Vernunft, der ein Vernunft-Schwindel selbst ist, muß erst fortgeschafft werden, um für die Reform auch der geschlechtlichen Verhältnisse reinen Grund zu finden. Denn es ist eine unendliche Geistes- und zwar, was das Uebelste ist, auch Religions-Verschlaffung, ungeachtet des fortwährenden Geschreies nach Fortschritt und Aufklärung und Gewissensfreiheit, aus jener modernen Dreieinigkeit hervorgewuchert. Und zwar ist die Schlaffheit diese.

Wie der moderne Philister (wir könnten auch sagen: der Blasirte), trotz aller Gesundheit des Menschenverstandes, doch alle Wahrheit bodenlos bezweifelt, indem er, wie wir gesehen, stets mit Pilatus fragt, was ist Wahrheit? und eben damit meint, jeder halte etwas anderes für wahr wie der andere, und was Wahrheit eigentlich sei, lasse sich gar nicht ausmachen; ganz so fragt er auch, unbeschadet seines guten Herzens, was ist denn eigentlich gut, und was ist bös? Herkömmliche Vorstellungen! antwortet er, der eine hält dieses für gut, der andere wieder jenes. — Und endlich fragt der Philister auch eben so, was ist schön? Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten, antwortet er, es ist Geschmackssache, sagt

man ja, das heißt denn doch wohl, was eigentlich schön sei, läßt sich nicht ergründen. — Und diese Laxheit in Ansehung der Wissenschaft, in Ansehung der Religion und Sittlichkeit, wie in Ansehung der Kunst, wie sie noch täglich unter dem Namen: gesunder Menschenverstand unter Damen und Herren empfohlen und jetzt gar unter der Bonbon-Devise: Aufklärung und Fortschritt herumgereicht wird, diese Laxheit, welche höchstens nur noch denjenigen Cultus zuläßt, in welchem die menschliche Vernunft als der große Götze der Welt angebetet wird, hat denn auch die Folge gehabt, daß man neuerdings mit schamlosester Dreistigkeit den Egoismus wieder in ein System gebracht, und im Angesichte der Frauen, ja unter Zustimmung einiger Frauen selbst, die Wildheit der Ehe für Freiheit, die Zurückführung des Geschlechtstriebes auf den Naturzustand, wenn auch mit einiger Verfeinerung und Eleganz, ebenfalls für Vernunft erklärt hat. Wiefern es sich nun also wirklich hier darum handelte, den Menschen wieder zum Sklaven der Natur und der Sinnlichkeit zu machen, so war für dieses Unternehmen der Ausdruck Emancipation allerdings richtig gewählt, denn Sklaven emancipirt man, obwohl Sklaven dadurch nicht frei, wenigstens im edelsten, im tiefsten Sinne nicht frei werden.

Was nun aber die Vernunft selbst betrifft, welche, so verkehrt verstanden, wie angedeutet worden, eben jener faule Fleck ist, der fortgeschafft werden soll, und welche Vernunft doch auch wie-

der das ist, was den Fleck fortschaffen soll, so wird die wahre Reform der Zukunft es sich freilich nicht beikommen lassen, die Vernunft unvernünftig zu läugnen, aber auch nicht, sie unvernünftig zu überspannen, sondern sie wird die Vernunft in die ihr gebührenden, ewigen Rechte einsetzen. Es ist nicht so leicht, ein durchweg vernünftiges Leben zu führen, wie diejenigen meinen, welche mit der Vernunft überall um sich werfen. Und doch soll es geführt werden, auch die Nation soll es führen, und alle Gesetze und sonstigen Institutionen haben die Aufgabe, vor allem vernünftig zu sein. Es giebt keinen entschiednеren Feind des Maßlosen, des Willkürlichen, des Fanatischen als die Vernunft, und doch, wie maßlos, willkürlich und fanatisch würden viele sich zeigen, wenn sie sich über das aussprechen sollten, was sie unter Vernunft verstehen.

Wenn nun aber doch die Meisten geneigt sein dürften, das Klare, das Einleuchtende, die bewußte Uebereinstimmung mit den Dingen, und zwar die Uebereinstimmung des urtheilenden und mit dem Urtheil abschließenden Erkennens, schon Vernunft zu nennen, so müßte doch eben deshalb hauptsächlich zugegeben werden, daß die Objekte, daß das Gesetz der Dinge, daß die sich ihrer bewußte Allgemeinheit dabei mitzusprechen haben, und daß sich nie der Einzelne oder die Partei aufwerfen darf, um so für sich auszumachen, was vernünftig sei und was nicht. Und so müssen wir uns hier aus Mangel an Zeit schon damit begnügen, daß ein jeder Wohlwollende,

wie man zu sagen pflegt: seiner fünf Sinne Mächtige und also nicht Blödsinnige, im Hinblick auf seine Mitmenschen und die Dinge, schon immer herausspüren werde, was im Allgemeinen Vernunft sei und was unvernünftig, denn es giebt eine Durchschnitts-Vernunft, oder vielmehr einen Bestand menschlichen Uebereinkommens, der sich ungeachtet aller Zweifelsucht und Sophistik, ungeachtet aller Schwankungen nach den Extremen des Aberglaubens und Unglaubens unwandelbar gleich bleibt. Aber das ist gewiß, und für unseren Zweck wohl zu bedenken, die menschliche Vernunft ist keineswegs im Besitze des ganzen Weltgeheimnisses und seiner Enthüllung, am wenigsten, daß sie es wüßte, wie eine Welt hat werden, oder wie sie nicht hat werden können, ungeachtet die Welt doch da ist. Hier greift einzig und allein die Religion ein, und ist daher in der künftigen Reform der Familie Grundelement; sie ist das Princip aber auch das Resultat des Menschenlebens.

Die Religion soll die ganze Existenz des Menschen umfassen, sie soll der äußerste Ring aller Cultur sein, der Ring, welcher die Frau mit dem Manne, die Familie mit dem Volke, den Priester mit der Gemeinde, den Menschen mit der Menschheit, die Erde mit dem Himmel, die Menschheit mit Gott vermählt, und beide auch schon in der Gegenwart — im christlichen Sinne: — in Eins fügt. Die Religion vor allem — denn aus ihr folgt erst die wahre Sittlichkeit —

soll die Geschlechter züchtig auseinanderhalten, indem sie dieselben geistig zu einander führt, sie aber auch von aller Prüderie erlösen, und sie, wenn Liebe es fordert, durch die Heiligkeit der Ehe auch leiblich vereinen, aber auch in der Ehe durch den Geist und die Wahrheit Frau und Mann als frei bewahren. So bedarf es für die Geschlechter keiner besonderen Emancipation, denn die Religion schon sagt mit Recht, wir wiederholen es absichtlich: wen die Wahrheit frei macht, der ist frei. Es bedarf daher für die Geschlechter nur einer gewissenhaften, aber auch umfassenderen Ausbildung der Anlage und vor Allem des Wahrheitssinnes, der Liebe zur Wahrheit, als bisher, und sie sind frei. Diese Ausbildung, diesen Erweckungsproceß des ganzen Menschen aber fordert vorzugsweise die Religion, was viele der Jetzigen ihr gar nicht zutrauen werden. Dieselben, welche die Religion abschaffen wollten, haben daher auch am Lautesten für die freche Emancipation der Frauen gesprochen.

Soll nun jedoch von der religiösen Grundlage des Familienlebens aus in der tieferen Organisirung des Verhältnisses der Geschechter fortgeschritten werden, so müssen in der Religion Glaube und Erkennen, Gemüth und Verstand zugleich gesetzt und befriedigt werden, wie sie schon an sich in der Vernunft zugleich gesetzt sind. Dies ist vielfach übersehen worden. Man muß aber nur nicht meinen, daß es hiebei mit dem, was man heute, oft wohlfeil genug, Aufklä-

rung nennt, schon allein gemacht sei. Denn die Aufklärung, welche ihre Schranke nicht eingesteht, welche von der Tiefe des Gemüths, von der unendlichen Aufgabe der Wissenschaft, und besonders von dem unwandelbaren Gehalte des Glaubens abstrahirt, ist schon die in der Luft schwebende Seichtigkeit. Man muß nicht die in der Tiefe des Gemüths wurzelnde Natur des Weibes so grob verkennen, daß man wähnen sollte, die Frauen zu fördern, ihre Harmonie mit den Männern im Geist zu erreichen, wenn man ihnen bloß einige Formeln des gesunden Menschenverstandes reicht, und das tiefe Bedürfniß der Hingebung an den Urgrund der Existenz unbefriedigt läßt, oder dieses Bedürfniß wohl gar mit modernen Phrasen irre leitet. Thut man dieses, so folgt eine Zerrüttung des weiblichen Wesens, welche im günstigsten Falle nur Fanatismus des Verstandes, in der Regel aber eine galopirende Schwindsucht aller Sitte und Sittlichkeit, eine hohle Genußsucht, eine nervöse Erhitztheit aller Seelenkräfte nach sich zieht, welcher Zustand immer neuer Reizmittel bedarf, um die Existenz nur noch auszuhalten, geschweige denn ihre Herrlichkeit zu ahnen, und dem Geber dafür zu danken; eine Seelenverfassung, die endlich bei jener Blasirtheit ankommt, welche wir bereits geschildert haben, und welche die mündig oder vielmehr blödsinnig gewordene, frühere Frivolität ist. Stimmen nun gar auch Männer, und zwar aus Grundsatz, noch ein in die Vortrefflichkeit solcher Wüstheit, so ist allerdings gar nicht abzu-

sehen, wo die Kräfte noch sein sollen, welche eine Nation im Kirchlichen und Politischen vorwärts bringen können. Und doch ist während der letzten Jahre solches Gift vielfach in Deutschland verschleppt und als Lebensbalsam angepriesen worden. Auch viele der neueren und neuesten, im Hexenbottich der Blasirtheit und Entnervtheit gebrauten, französischen Romane — die von George Sand natürlich ausgenommen — haben ein unseliges Unheil über die Gegenwart gebracht. Außer vielem Anderen haben auch sie das Ihrige dazu beigetragen, eine ganz grundlose Sicherheit zu erzeugen, und das Heil des Lebens in die Aufprickelung der Nerven zu setzen, woraus zuletzt immer eine vollständige Lebenssattheit hervorgeht. Es scheint, als wenn unter den jetzigen deutschen Schriftstellern besonders der treffliche Berthold Auerbach in seinen letzten Werken die ausdrückliche Mission habe, gegen diese Blasirtheit der Gegenwart zu wirken.

Aber die Familie der Zukunft hat keineswegs bloß so in's Allgemeine hin für die Religion zu erziehen, sondern sie hat durch die Religion auch für die Kirche zu erziehen, oder vielmehr ist die wahrhaft religiöse Erziehung schon die Kirche in der Familie. Wenn nur erst wieder in derjenigen Schicht der Gesellschaft, welche die Halbbildung ausmacht, eine würdigere Auffassung von dem, was Kirche ist, verbreitet wäre! Das Volk, die Gemeinde werden nie irre werden an ihrem Glauben und daher auch nie an der wahren Kirche. Aber je-

ner Halbschlag von Bildung, jenes Zwitterwesen von Fühlen und Denken, von Glauben und Wissen, von Gemüth und Verstand, jener unselige Dilettantismus, mit geringer Kenntniß und noch weniger Geist und gar keiner Gewissenhaftigkeit, der mit seinem gesunden Menschenverstande und der neuesten Tendenz-Literatur in alles hinein experimentirt, um nur Aufklärung zu bewirken, die noch dazu keine ist, er verdirbt alle diejenigen, Frauen wie Männer, die, wie er selbst, weder zum Volke noch zur Gemeinde gehören.

Wie weit die bloß zersetzende Richtung dieses abstrakten Verstandes geht, das haben wir aber auch in den modernen Bewegungen der Philosophie gesehen. Denn erst hieß es unter den Vorkämpfern dieser Bewegung, die Kirche sei übrig, denn sie beruhe ja wie die ganze christliche Theologie auf leerer Mythe. Dann aber hieß es schon bald darauf, auch die Religion sei unnütz, denn sie sei ja eitel Aberglaube, sie müsse vielmehr durch Philosophie ersetzt werden. Jetzt indessen, nach der neuesten Proklamation, wird auch schon die Philosophie von jenen Philosophen nicht allein in Zweifel gezogen, sondern sie wird bereits abgethan, um durch Industrie, durch Communismus oder durch die erste beste, nur vor allem solide und wo möglich empirische Wissenschaft vertreten zu werden. —

Nun liegt es aber auch im Wesen der Religion, von der menschlichen Existenz nie und nimmer getrennt werden zu

können, nicht bloß umgekehrt. Es liegt aber ferner in ihr, wenigstens gewiß in ihrem Fortschritt, den Menschen nie in der Isolirung zu lassen, sondern ihn mit andern Gleichgesinnten zu verbinden, wie Alle ja mit Gott verbunden sein sollen. Kurz, die Religion wird nothwendig Kirche, denn: wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Dies ist schon der Anfang der Kirche. So ist die Kirche, wie ich es schon einmal bezeichnete, die nothwendige Civilisation der Religion. So daß die Religion — und dies ist die Aufgabe, welche in der Zukunft bereits die Familie zu lösen beginnt — auch die Möglichkeit verhüten muß, daß der einzelne Mensch, ob weiblich ob männlich, etwa im Wahn seiner exklusiven Bildung, in religiösen Dingen sich selbst genug sei. Er darf dieses nicht, um wahrhaft frei, um wahrhaft religiös zu sein. Es muß ihn zu anderen Menschen ziehen, weil es ihn zu Gott zieht. Eine Religion der Aufgeklärten — die jetzt wieder vielfach beliebt wird — ist daher noch gar keine Religion, denn es soll gerade in der Religion die höchste Freiheit dargestellt werden, auch das Frei-Sein von allem Exklusiven, von aller Bevorzugung. Kurz, die Kirche vor allem, für welche in der Zukunft, sorgsamer, als es jetzt der Fall ist, schon die Familie die beiden Geschlechter erzieht, um allem Aberglauben wie Unglauben zu steuern, hat jenen Geist, der mitten unter den Seinigen ist, zu repräsentiren, denselben Geist, welchen wir am Anfange dieser Vor-

lesung bereits für die Geschichte überhaupt als den eigentlichen Geist der Ereignisse erkannten, der aber auch in der Kirche, und in ihr erst recht, mehr ist als alle Naturgunst und menschliche Willenskraft, mehr ist als fromme Gefühle und schöne Aufklärungsgedanken, aber auch mehr ist als Priesterherrschaft und Sektirerei. —

Wie nun die Familie der Zukunft durch die Religion für die wahre Kirche beide Geschlechter erzieht, so erzieht sie beide auch für das Vaterland. Dieses dürfen wir in keiner Weise gering anschlagen, auch nicht für die Frauen. Und wie wir an einer früheren Stelle eine in der Luft schwebende Aufklärung als gefährlich bezeichneten, so muß hier jede kopfhängerische Engherzigkeit, tändelnde Gefühlszerflossenheit, falsch verstandene Frömmigkeit, alles gedankenlose Versinken in den todten Buchstaben des Dogma, aller Zelotismus auf religiösem Gebiete, der das Politische, wie wir es meinen, bedenklich findet oder doch gering anschlägt, und wähnt, das Weltliche sei schon so ohne alles Weitere das Ungöttliche, eben so unwahr und gefährlich befunden werden.

Die Reform der Zukunft fordert es sogar im Interesse der Religion, die den ganzen Menschen gesund wissen will, daß die Harmonie der beiden Geschlechter auch nach der Seite des Staates hin ausgeführt werde. Die Alten waren darin viel weiter vorgerückt, viel unbefangener und gesunder als wir. Die Engländer und Franzosen vollends haben darin die

jetzigen Deutschen um ein Bedeutendes überflügelt. Nicht daß Frauen im Politischen eine Rolle übernehmen sollen, eben so wenig wie im Kirchlichen. Das ist und bleibt eine Ausgeburt der modernen Schwärmerei. Auch wollen wir uns jedes Cokettiren mit patriotischen Gefühlen oder gar mit politischen Einsichten, diplomatischen Spitzfindigkeiten weiblicherseits höchlich verbitten. Die weibliche Natur ist zu wichtig in ihrem Beruf, zu unendlich in ihrer ganz eigenthümlichen Beschaffenheit, als daß sie zu dergleichen bloß tändelnden und eiteln Mystifikationen ihre Zuflucht nehmen dürfte. Aber allerdings kann die Ebenbürtigkeit des Weibes und Mannes im Geist, ihre beiderseitige Harmonie nur dadurch thatsächlich erreicht werden, daß auch das weibliche Geschlecht nicht ununterrichtet bleibt in den Grundzügen, welche die Verfassung des Vaterlandes bilden, dessen Stellung nach außen bedingen, damit die Frau auch wisse, wofür sie fühlt, wofür ihr Herz mit allen Pulsen warmer Selbstentäußerung schlägt, um, wenn es drauf ankommt, auch tapfer zu sein, nicht mit der Waffe in der Hand, wohl aber mit begeisterter Größe der Entsagung, mit der auch sie nach Art der Römerinnen, und größer noch, weil menschlicher, diejenigen dem Tode weiht, die hinaus ziehen, um die Schmach der Nation zu ahnden oder abzuwehren. Auf dem Boden einer gründlicheren Kenntniß vaterländischer Zustände als bisher soll ein Patriotismus auch den Frauen erwachsen, welcher sich als Einsicht vereinigt mit einem Enthusiasmus, der als Gefühl, als

schöne Pietät für das Vaterland dem Weibe fast angeboren ist. Auch die Frau soll allerdings mit warmer Innigkeit ohne alle Reflexion, aber dennoch mit klarem Bewußtsein, für das Vaterland leben und wirken, sich freuen mit ihm und leiden mit ihm, an seinem Ruhme Theil nehmen, aber bereitwillig auch Opfer für dasselbe bringen.

Aller in unserer Zeit so beliebten, kirchlichen wie politischen Kannegießerei, bei der nur Verschrobenheit und Unheil herauskommt, all' diesem ewigen Reizen und Prickeln, diesem so gedankenlosen wie unreinen Demonstrationswesen und sophistischen Debattiren für und wider kann nur dadurch ein Ende gemacht werden, daß jeder aus Einsicht und nicht aus Unwissenheit sich darauf bescheidet, seine Stelle würdig auszufüllen, um dann erst recht mit der Gesammtheit zu leben, und daß demnach jeder, ob Frau ob Mann, mit Bewußtsein in der Gemeinde wie in der Nation ein miterbauendes und nicht untergrabendes Leben führt. Ein solches Leben, welches schon in der Familie beginnt, und dessen Leitung das würdigste Priesterthum des Hausvaters ist, gewöhnt ein jedes Mitglied schon von früh daran, die Zusamengehörigkeit aller Gemeinden in der wahren Kirche, aller Nationen in der Menschheit zu betrachten, und hieraus wird sich von selbst der wahre Weltbürgersinn erzeugen, oder vielmehr, jene Betrachtung, jene Zusammenschauung ist schon Weltbürgersinn.

So werden nun die in der Familie der Zukunft hier be-

sonders hervorgehobenen Momente: Religion, Vaterlandsliebe, Weltbürgersinn in der künftigen Schule und Geselligkeit sich noch reicher entfalten.

Aus diesen Grundlienien, welche wir für ein künftiges Familienleben zum gleichmäßigen Gedeihen beider Geschlechter gezogen haben, folgt nun eben, damit solcher Zweck gründlich und in religiöser wie sittlicher Lauterkeit erreicht werde, daß auch der vielseitigeren, ideellen Bildung der Frauen mehr Raum gegeben werde, als es bis dahin geschehen. Dieses wird die beste Abtödtung aller Anwandlung zur unächten Emancipation und vollends zur Blasirtheit sein. Ist erst der Geist dasjenige, was den Menschen zum Menschen macht, so ist die Ausbildung des Geistes, nach den verschiedensten Seiten hin, (nicht die Cultur bloß des Gedächtnisses oder gar nur der Gefallsucht oder des körperlichen Anstandes,) wenn auch immer nach Maßgabe der Eigenthümlichkeit individueller Natur dasjenige, was die Frauen als ihr Recht zu fordern haben, und ohne welches ihre Ebenbürtigkeit mit den Männern nie ein für alle Mal gesichert werden kann.

Freilich ist, um es zu einer solchen Reform der Familien-Bildung in der jüngsten Generation zu bringen, nöthig, daß die Reform schon mit der älteren beginne. Nun ist aber die oben charakterisirte Blasirtheit, diese Tochter der Frivolität, als tägliche Gesellschafterin hie und da auch schon in unser heutiges Familienleben eingeschlichen, und hat sich zu einem

förmlichen Mitgliede aufgeworfen. Und die Blasirtheit hat einen Verwandten mitgebracht, welcher sich an die Stelle des früheren Hausfreundes gedrängt, des Hausfreundes, der in der alten Zeit eine so herrliche Gestalt in dem deutschen Familienleben ausmachte, und es in dem besseren noch ist. Jener frivole Miteindringling, jener selbst blasirte Hausirer, ist welscher Abkunft, und hat die germanische Reinheit der Sitten, der Frömmigkeit, der Treue, der Liebe hie und da — denn der Kern der deutschen Nation ist unversehrt geblieben — von Grund aus gefälscht. Jener Miteindringling hat die heiligen Gebräuche des Hauses im Rücken des Hausherrn oder der Hausfrau gelästert, diese Gebräuche selbst verdrängt, durch leichtfertige ersetzt, Unsegen auf Unsegen gehäuft, und sich noch stets, wenn er seine Zwecke erreicht, auf und davon gemacht, um weiter zu scharmutziren. Jener moderne Miteindringling in die Familie, ein Bruder der Blasirtheit, ist der Cicisbeo im umfassendsten aber auch im übelsten Sinne.

Es ist nämlich unter den Leichtfertigen der jetzigen Zeit ein nicht so seltener Brauch, daß der Gatte eigentlich durch gar kein Band — am wenigsten durch ein geistiges — an die Gattin mehr geknüpft wird, weil die geistige Seite des Lebens, die selige Beschränkung durch Pflicht, ihn anwidert. Aus solcher Verwitterung des geistigen Menschen heraus übt er nun jene inhumane, schlechte Toleranz, den Arm seiner Gattin ein für alle Mal einem Anderen, dem Cicisbeo, zur Führung

zu vertrauen. In diesem Ein=für=allemal liegt eben der unheilbare Schaden. Es entsteht nämlich aus solchem Ein=für=allemal eine Gegenseitigkeit der schlechten Toleranz zwischen den beiden Gatten, ein Uebereinkommen auf Ehebruch, wie man etwa mit aller Ueberlegung einen sonstigen Pakt schließt. Jeder der beiden Gatten sinnt auf eine neue Wahl, ohne daß äußerlich die bisherige Ehe aufgehoben wird. Man übt gegen einander, zu gleichem Vortheil, Nachsicht aus; man drückt auf beiden Seiten, zu dem, was Jeder zu thun gedenkt, wie man zu sagen pflegt, ein Auge zu, und tödtet sich so gegenseitig in seiner innersten Sittlichkeit. Diese nichtswürdige Emancipation, dieser moralische Tod sogar beider Geschlechter ist die Hauptwurzel für die Welkheit und den süßlich=eleganten Phrasen-Charakter vieler unserer Zeitgenossen, und wirkt wie ein Fluch von Geschlecht zu Geschlecht. Und erst da, wo eine Familie sich rein erhält von dieser veränderungssüchtigen Quadrupel=Alliance eines vierfachen Ehebruchs, erst da hat die Reform, von der wir sprechen, fruchtbaren Boden gefunden, um die jüngere Generation beider Geschlechter schon von vorn herein für die Ebenbürtigkeit und Gleichstellung im Geist zu erziehen.

Wir haben uns nun aber auch die künftige Reform der Schule und der Geselligkeit zu vergegenwärtigen, ohne daß wir deshalb brauchten für jede dieser besonderen Sphären au'fs Neue das Religiöse, Patriotische und Weltbürgerliche dem Worte nach hervorzuheben.

Wie sich die Reform der Familie in der der Schule fortsetzt, so ist hier vorzugsweise das weibliche Geschlecht für die Zukunft zu berücksichtigen, wie von uns auch bereits angedeutet worden, denn es handelt sich jetzt ja ganz besonders um die systematische Entwickelung des Geistes, und ein altes Vorurtheil will hie und da noch immer das weibliche Geschlecht lediglich auf eine zufällige Belebung des Geistes, auf das bloße Gefühl und die leibliche Existenz zurücksetzen. Nun haben wir zwar ebenfalls es schon bemerkt, daß, wie in der gegenwärtigen Zeit Frauen und Männer einander gegenüber stehen, gar nicht mehr behauptet werden dürfe, daß die Frauen im Allgemeinen hinter den Männern in der Bildung zurückgeblieben seien. Aber die Frauen haben diesen Aufschwung, diese bereits vorhandene Ausgleichung viel mehr der Nachwirkung unseres classischen Zeitalters, sie haben sie mehr dem unmittelbaren Leben, sie haben sie den Genien zu verdanken, die sich unter ihnen selbst in neuester Zeit erhoben, als daß unsern bisherigen Schulen, wie sehr wir deren sonstige Verdienste auch anerkennen, diese Förderung schon sollte zuzuschreiben sein.

Es kommt bei der weiblichen Bildung für unseren Zweck gar nicht in dem Grade auf die Masse der Kenntnisse an, zum Beispiel auf eine Polyglotte aller modernen Sprachen, als auf eine innere Gediegenheit und Vielseitigkeit, die aber auch im Stande sein muß, zunächst in der Muttersprache

all' den Werth und all' den Reichthum, alle die Klarheit und Anmuth wiederzugeben, welche den Geist, der innen waltet, abspiegeln. Denn die Muttersprache und ihre wahrheitsvolle, schöne Behandlung kann durch nichts anderes — am wenigsten bei Frauen — ersetzt werden, da allein in der Muttersprache die Nerven liegen, welche unmittelbar in die innere Unendlichkeit des Individuums hinüberleiten. Daher denn auch in dem Worte Mutterwitz, wenn man bedenkt, daß in allem Witz etwas Elektrisches zuckt, das Angeborene, das Ursprüngliche der Individualität, dessen Leiter eben die Muttersprache ist, sehr sinnvoll anklingt.

In der künftigen Reform der Schule ist für das weibliche Geschlecht daher vorzüglich auf die Belebung der Seelenkräfte zu eigener Thätigkeit zu achten, auf die Anregung des Gefühls nicht bloß, auf die Erweckung des Nachdenkens nicht allein, sondern auch auf die des Denkens und der Freude am Denken, kurz: auf die Mündigkeit der ganzen Intelligenz in der würdigsten Bedeutung derselben.

Diese freie, selbstständige Bewegung des Geistes, an die sich auch das weibliche Geschlecht gewöhnen soll, damit sie ihm, wie sie auch seine Natur ist, wieder zur anderen Natur werde, wird für das männliche Geschlecht besonders durch die Universität herbeigeführt, wenigstens sollte sie es. — Mag man gegen die deutschen Universitäten, wie sie gegenwärtig bestehen, sagen, was man wolle, und man hat bekanntlich viel

gegen sie gesagt, sie sind dennoch auch jetzt noch Institute, wie sie kein anderes Volk besitzt, und auf welche die Deutschen stolz sein dürfen. Die zeitgemäße Reform der Universität ist höchst wünschenswerth, und wird sehr bald eintreten müssen, aber der Grundverfassung derselben wird man nicht an's Leben kommen dürfen, wenn man nicht mit dieser Verfassung auch dasjenige zerstören will, was der eigenste Beruf der Deutschen auch für die Zukunft ist. Die deutsche Universität hat auch in ihrem jetzigen Bestehen den Sinn, in dem Verein ihrer Fakultäten den wesentlichen Zusammenhang aller Wissenschaften als eine und dieselbe Wissenschaft darzustellen; sie hat die Bedeutung, die ideale Natur der Wissenschaft, den Werth, den diese in sich selbst hat, der bloßen Nützlichkeitskrämerei des profanen Lebens gegenüber unermüdet und mit aller Begeisterung zu repräsentiren, und dennoch solche Idealität auch praktisch mit dem Leben, mit der Nation zu vermitteln. Hiezu bedarf es allerdings noch mancher Umgestaltung, sowohl was den noch viel zu wenig gegliederten und lebendigen Verband der Fakultäten mit einander und deren Ausweitung in Seminare betrifft, als was die Art angeht, wie vom Katheder aus die Doktrin den jungen Männern lebendig überliefert werden soll.*) Aber schon das ist der unendliche Segen der jetzigen deut-

---

*) Man vergleiche meine Schrift: die große National-Feier des dritten Universitäts-Jubiläums zu Königsberg (Königsberg, 1844, Tag und Koch) Beilage Nr. 1 und 2.

schen Universität, daß sie ein Asyl ist gegen das in unsern Tagen ganz besonders um sich wuchernde, bloß industrielle Princip, welches alles und jedes nur berechnet nach Dampf- und Pferdekraft, welches trotz alles Freiheits-Schwindels dennoch den arbeitenden Menschen selbst gern in eine Maschine verwandeln möchte, um nur überall die größtmögliche Wohlfeilheit und Geschwindigkeit der physischen Arbeit als baaren Gewinn zu ziehen. Und wahrlich, es wäre dieser heutigen, nichts Höheres als den Materialismus und Mechanismus kennenden Blasirtheit äußerst willkommen, wenn sie allen Geist, von dem die Wissenschaft immer noch spricht, in bloßen Dampf auflösen, die Universitäten in Fabriken verwandeln könnte, denn der Dampf ist das einzige Pneuma, an welches sie noch glaubt, er ist recht eigentlich ihr deus ex machina. Die Universität hat sich nun eben ihrer Natur nach — wie schon der Student mit rühmenswerther Jugend-Hoheit alles Philisterthum abstößt — auch dem modernen Philisterthum des Dampfes und der Procente von Grund aus zu widersetzen. Diese Freiheit des Geistes um des Geistes willen, wie die Universität sie vertritt, geht denn auch mehr oder weniger bleibend auf alle diejenigen über, welche einst wahre Bürger der Universität gewesen, und theilt sich oft selbst denen noch mit, die an einem Universitätsorte leben, und nur einigermaßen in einem geistigen Verhältniß zu jenen gestanden haben; auch bildet sich daraus in Allen das Bewußtsein von der wahren Würde des Menschen, ohne welches eine Nation auf die Länge gar nicht bestehen kann.

Um so mehr wünschen wir es, und erkennen es in der Reform der Zukunft als eine nothwendige Veränderung, daß auch den Frauen, die für eine weitere Ausbildung des Geistes Beruf fühlen, Gelegenheit werde, in den höheren Sphären des geistigen Lebens Studien zu machen. Denn wo sind ähnliche Institute für das weibliche Geschlecht, wie das männliche sie in den Universitäten hat? Ich gestehe, ich bemerke eine offenbare Lücke in der weiblichen Erziehung zwischen der Schule und dem Leben, eine Lücke, welche kein Pensionat ausfüllt und auch nicht ausfüllen kann, eine Lücke, die nur ein Institut ausfüllen wird, welches an die auf der Schule bereits herangereifte Freiheit der Jungfrau appellirt, um diese Freiheit vollständig zur Reife zu bringen, sie durch einen organisirten Inhalt selbst zu organisiren, und so das weibliche Wesen vor jeder Willkür, vor jedem Spiele mit Pflichten oder gar mit dem Leben, aber auch vor jedem Vegetiren des Geistes, etwa nach der Verheirathung, zu bewahren. Diese Weise, die im weiblichen Geschlecht nicht so selten ist, alle Fortbildung im Geist, die Pflege der Kunst, der Wissenschaft, die Pflege des Schönheitssinnes, wie des Nachdenkens, nach der Verheirathung zu vernachlässigen, oder nur noch in den ersten Jahren, zur Befriedigung der Eitelkeit in der Conversation, oder als bloße Lektüre zum Zeitvertreib, fortzuführen, wie man etwa noch ein und anderes Mal das Fortepiano spielt, oder eine Zeichnung versucht, mehr um zu sehen, wie viel man wohl noch behalten

habe, ist derjenigen Frauen ganz und gar unwürdig, welche die wahre Freistellung als ihr Recht in Anspruch nehmen. Wo nicht die ganze, dauernde Liebe zum Geist vorhanden ist, also auch nicht die geistige Thätigkeit rechter Art ihrer selbst wegen ausgeübt wird, da kann von einer bewußten Ebenbürtigkeit der Geschlechter noch gar nicht die Rede sein.

Was nun aber jene oben gerügte Lücke betrifft, zwischen dem ersten Unterricht des weiblichen Geschlechts und dem Leben, so wird die künftige Reform der Schule, der es um die Gleichstellung der Frauen und Männer ernstlich zu thun ist, nicht anders können, als Einrichtungen, welche den Universitäten für junge Männer entsprechen, auch für das weibliche Geschlecht in's Leben rufen, und dennoch ganz eigenthümlich geartete Institute, welche, auf die weibliche Natur bis in's Speciellste berechnet, dennoch ebenfalls die Aufgabe haben, in einer Geist belebenden Ueberlieferung aller bisherigen Cultur, so wie in Schöpfungen des freien, fortschreitenden Geistes die Freude an der eigenen Cultur zu wecken. Denn Cultur weckt Cultur. So daß hier eine Bildung erzielt wird, welche aus den verschiedenen Cultur-Perioden weiblicher und männlicher Charaktere mit ihren Vor- und Zerr-Bildern, jene zu verwirklichen, diese zu verabscheuen, so wie aus der Mittheilung neuer Weltauffassung in größter Mannichfaltigkeit lebendig entspringt, und zu einem bleibenden Besitzthume wird.

Wie wir in unserer ganzen Entwickelung immer auf den Geist als das Geschlechtslose, als das Gemeinsame zwischen Frau und Mann hingearbeitet haben, so wird eine Anstalt, wie die angedeutete, dahin wirken, das geistige Leben auch dem weiblichen Geschlecht unausgesetzt als ein solches zu vergegenwärtigen, welches stets seinen Werth in sich selbst hat, und nie zum bloßen Mittel herabgewürdigt werden darf; so wie eine Ordnung der Existenz zur Anschauung zu bringen, welche es dem Mädchen, der Frau, wie einst der Matrone, zum Bedürfniß macht, ununterbrochen auch geistige Lebensluft ein- und auszuathmen. Da es hier nun aber vorzüglich darauf ankommt, dem zarteren Geschlecht die Früchte aller bisherigen Geistesarbeit zuzuführen, ohne ihm die ganze Härte der Mitarbeit zuzumuthen, und doch erst aus der Vergangenheit die Gegenwart für die Zukunft erstarkt, so wäre besonders die Culturgeschichte in obiger Weise eines lebendigen Vortrags, wie die Universität ihn fordert, überliefert, für das weibliche Geschlecht eine Art Philosophie des Lebens. Wenn Göthe in der pädagogischen Provinz der Wanderjahre höchst sinnvoll eine dreifache Ehrfurcht für das religiöse Leben erweckt wissen will, die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, die Ehrfurcht vor dem, was unter uns, und die Ehrfurcht vor dem, was uns umgiebt, woraus dann eine vierte Ehrfurcht entstehe, die vor uns selbst, so soll die Ueberlieferung der Cultur dem Menschen ebenfalls Ehrfurcht erwecken vor dem, was

die Vergangenheit enthält, Ehrfurcht vor dem, was die Gegenwart hegt, Ehrfurcht vor dem, was die Zukunft bringt, und in diese dreifache Ehrfurcht hinein hat denn auch das von uns als nothwendig angedeutete Institut das weibliche Geschlecht zu erziehen, damit ihm eine Ehrfurcht zu eigen werde vor dem Ganzen der Geschichte, welches, noch ganz abgesehen von der Natur und dem Menschen, aus einem Ur-Willen resultirt, und auch wieder zu einem letzten Resultat führen muß.

Man wolle mir in dieser Hinweisung auf die künftige Unentbehrlichkeit einer freieren Bildungssphäre für Frauen nur keine Pedanterie, keine Abenteuerlichkeit zumuthen. Es ist hier gar nicht die Rede davon, daß Jungfrauen Studenten werden sollen mit Ziegenhainer und Rappier, mit rother Mütze und Mappe unter dem Arm. Eine solche Zumuthung wäre fast schon wieder eine starke Anwandlung von jener so untergeordneten Emancipation, die wir in diesen Blättern auf's Nachdrücklichste bekämpft haben. Wer unserer Auseinandersetzung die Wunderlichkeit einer Frauen-Universität zuschöbe, der lieferte den Beweis, daß er selbst aller Freiheit und zukunftsvollen Frische des Geistes entbehrte, die doch vor allem daran zu erkennen sein muß, daß sie immer noch neue Bahnen sieht und einschlägt, wo bereits viele der alten und zum Theil ausgefahrenen sich durchkreuzen. Das Analoge ist keineswegs das Gleiche, sondern die beiden Erscheinungen, welche jedes Mal in den Brennpunkt der Analogie fallen, werden in der Eigen-

thümlichkeit ihres Wesens und ihrer Form oft durch die Entgegensetzung einer vollständigen Polarität getrennt, wie es die Geschlechter in der That sind, und wie denn auch die Universität für Jünglinge und ein erweitertes Bildungs-Institut für Jungfrauen völlig entgegengesetzte und doch sich fordernde Sphären sein dürften.

So viel ist gewiß, weder der bloße Schüler noch der einsame Autodidakt, er müßte denn einem besonders waltenden Genius folgen, werden dessen ganz inne, was Geist, was lebendige Wissenschaft und Kunst, was innerhalb der Wissenschaft und der Kunst die allmächtige Befreiung durch den Geist von allen rohen Gewalten, kurz was eine ideelle Lebensströmung eigentlich besagt. Und so wird auch das weibliche Wesen, wenn nicht ein besonderer Genius es führt, durch den bloßen Informator- und Gouvernanten-Eifer, durch alle Zustutzung und Orthopädie ausgesuchtester Pensionate es nicht so leicht erfahren, welche Rechte der Geist an den Menschen hat, ja daß der Mensch ohne den Geist völlig rechtlos ist, in welchem Grade daher die Pflege des Geistes wahrgenommen werden muß, wenn das Menschenleben nicht in ganz untergeordneten Thätigkeiten vergeudet werden soll.

Durch die freiere Bildungssphäre für das weibliche Geschlecht in Zusammenwirkung mit dem, was die Zukunft der Männer heischt, eröffnet sich eine ganz neue Aussicht in das größere Wohlbefinden aller Stände, somit der Nation. Denn

es ist unläugbar, daß der freie Geist der Wissenschaft, in der freien Weise des lebendigen Wortes überliefert, auch schon durch die bisherigen Universitäten eine Gesammt-Cultur in Deutschland hervorgebracht hat, ohne welche eine solche Annäherung der Stände, wie wir sie seit einiger Zeit erleben, als ein humaner Triumph über die Spannung der Parteien, gar nicht möglich wäre. Man muß den Nachweis nur nicht darin suchen, daß man fragt, wie viele Menschen aus anderen Abtheilungen der Gesellschaft, außer den Studenten, an Universitäts-Vorlesungen wohl Theil nehmen. Sondern man muß daran denken, daß sich die Ideen gleich Münzen tausendfältig umsetzen, im guten und leider auch im übeln Sinne, und durch eine Menge unbeachteter Mittelglieder auf die unterste Classe kommen. Die Freiheitsschwindler irren, wenn sie sich eine Veränderung zu Gunsten zuschreiben. Deutschland stände in Frauen und Männern jetzt nicht da, wo es bereits steht, wenn die Freiheitskriege mit solcher Begeisterung nicht wären ausgefochten worden, und die Freiheitskriege wären nimmer so ausgefochten worden, wenn nicht schon von den deutschen Universitäten aus die Jugend einen solchen Enthusiasmus empfangen hätte, den Feind, koste es, was es wolle, über die Grenze zu schlagen, und die ächte Freiheit des Geistes auf Leben und Tod zu vertreten.

Doch, wir wenden uns wieder zu den Frauen zurück. —

Diejenigen, welche das weibliche Geschlecht um den Geist und seine Rechte beeinträchtigen möchten, und daher auch die

Schule der Frauen auf das Nothdürftigste der Bildung oder gar auf das Studium der Gefallsucht beschränken, sind die Philister von ur an. Der Philister hat für alles und jedes einen Gemeinplatz, der überall ausreichen soll, und der doch nirgend ausreicht. Mit der Phrase: gelehrte Frauen fertigt er beim weiblichen Geschlecht das ganze Capitel von den Rechten des Geistes ab, oder bildet es sich doch wenigstens ein, es abgefertigt zu haben. Glücklicherweise aber wird die Reform der Zukunft die Gelehrsamkeit der Frauen gar nicht zum Zwecke haben, sondern vor allem den Geist jedes weiblichen Individuums, wie des ganzen Geschlechts, eben so sorgsam hegen, wie den des männlichen, und wird auch die etwaige Schriftstellerin immer nur durch das Talent, durch die Genialität bedingen, dann aber auch ohne Vorurtheil anerkennen. —

Noch in keinem anderen Bezuge hat sich die Kritik und Aesthetik von je her stärker verrechnet und schwächer gezeigt, als in dem, was producirt, oder wie producirt werden solle, oder nun gar, wer allein zur Produktion berufen sei. Gewisse dieser Aesthetiker haben noch stets zu sagen sich angemaßt, unter dieser oder jener Constellation könne kein Genius geboren werden, die Nation habe sich ohne Zweifel erschöpft, sie altere zusehends, auch sei auf diesem oder jenem Gebiete bereits alles gesagt, was gesagt werden könne, man würde sich also nur noch wiederholen u. s. w. u. s. w. — Und dennoch, fast vor den Augen der trockenen Gesellen, hatte der Genius be-

reits auf's Neue sich entpuppt, er hatte bereits den ersten Sonnenflug wieder gethau; aber nichts merkten sie von alle dem, denn der Herr hätte sie ob ihrer einfältigen Prophetieen mit Blindheit geschlagen. Und so machten sie es auch mit dem Geschlecht. Ein Weib könne eben nur empfangen, hieß es, das physische Gesetz sei hier auch das psychische, und man könne es bekanntlich aus der ganzen Constitution des weiblichen Wesens bis zur Evidenz nachweisen, vom Nervensystem bis zum besonderen Baue des Schädels, daß Frauen in der Produktion immer nur copiren, immer nur höchstens sinnige Reminiscenzen vorbringen. Unterdeß aber hat eine ihrer Zeitgenossen, die sie freilich nie erleben, da sie immer um ein Jahrhundert zurückleben, mit aller Ursprünglichkeit entzückender Gedanken und mit dem Worte der Anmuth auf dichterischer Lippe, diese ganze ästhetische Evidenz und Griesgrämigkeit jener Altklugen Lügen gestraft. Und nach dem Ablauf eines neuen Jahrhunderts schreiben ihre Geistesverwandten — denn auch diese ästhetische Zunft stirbt nicht aus — eine neue Aesthetik, welche sie, aus den Werken von George Sand durch neue Gesetze, durch neue Möglichkeiten, aber auch durch neue Belegstellen bereichert, mühsam zusammenstoppeln, natürlich wieder mit der altklugen Bemerkung, weiter jedoch dürfe das Weib nun auch nicht streben, in dieser Schriftstellerin habe das schöne Geschlecht offenbar seine letzte Höhe erreicht. —

Und wenn nun der Philister, mit der größten Wohlbehaglichkeit von der Welt, vollends darauf hinweist, daß gelehrte Frauen (über diesen Ausdruck erhebt er sich nun einmal nicht) ganz und gar unpraktisch seien, so könnte man ihm doch noch zu bedenken geben, daß, wie der treffliche Mann sehr wohl seinen amtlichen Beruf zu erfüllen weiß, und dennoch nicht zu bestehen vermöchte ohne eine vielseitigere, freiere Geistesthätigkeit, so auch das Mädchen, die Frau, die Matrone immer doppelt wirksam, besonnen, freudig mit der Arbeit der Hand sein wird, wenn ihre Hand das Organ einer klaren, gedankenfähigen Willensbewegung und nicht das todte Gelenk eines bloßen Körper- oder Seelen-Automats ist. Ich verweise auf Maria Mnioch und ihre zerstreuten Blätter, auf die schon Herder aufmerksam machte, ein Büchlein, welches mindestens den Beweis abgiebt, welcher Segen auch für die äußerlichste Wirthschaftsangelegenheit auf der Cultur des Geistes ruht, und wie das Bedürfniß einer Einkehr in den Gedanken, einer Aufzeichnung dessen, was uns im Geiste beschäftigt, bei Tapferkeit und Freudigkeit auch für Haus und Hof erhält.

Es ist gar nicht zu ermessen, welche Bereicherung und Veredelung des Zusammenlebens beider Geschlechter aus einer solchen Umgestaltung des bisherigen Culturelements durch einen ideelleren Gehalt erfolgen würde. Auch das eheliche Wohlsein würde dadurch unendlich erhöht werden. Es empfinge durch die Steigerung eines geistigen Zusammenwirkens bei-

der Gatten, durch die gegenseitige Mittheilung geistiger Erwerbung, durch Vereinigung des Nachdenkens und der Betrachtung, des Urtheils und der Bewunderung, einen Lebensreiz, von dem gegenwärtig nur erst wenige etwas wissen. Denn es ist leider vielen noch gänzlich unbekannt, wie die weibliche Eigenthümlichkeit und die männliche in ihrer Abweichung von einander so angelegt sind, daß, wenn nur das rechte geistige Objekt für beide gefunden wird, beide auch wieder in eine Harmonie zusammentreten, welche von einer überraschenden und bleibenden Schönheit ist, und welche auf ein Gesetz hindeutet, das musikalisch wie geschlechtlich gleich wichtig sein dürfte, während jede andere Harmonie im ehelichen Leben immer wieder in die Dissonanz zurückschlägt. Und auch die ernste, ja die tragische Seite des ehelichen Bündnisses erhielte durch so geartete Gatten, die allem eine geistige Bedeutung abzugewinnen wüßten, eine Weihe, welche das, was man unglückliche Ehen nennt, viel seltener machen würde, als es gegenwärtig der Fall ist. —

Endlich geht die künftige Reform der Schule in die der Geselligkeit über, aber in eine Geselligkeit von umfassenderem Umfange als bisher, um in der Zukunft für Frauen und Männer, zur Erstarkung des nationalen und Gemeinde-Wohlseins und der Gegenseitigkeit treuer Gesinnung, ähnliche Gemeinschaften hervorzurufen, wie sie meistens erst für Männer bereits gegenwärtig sich gestalten. Natürlich soll hier nur

dem Reinen, dem Tüchtigen der Art das Wort gesprochen werden, nur demjenigen, was auch wirklich Alle fördert, und keineswegeges bloß zur Kurzweil oder gar zum Schaden dient. Aber das künftige Wohl der Völker wie der Gemeinden wird gleichmäßig bedingt durch die Ebenbürtigkeit beider Geschlechter, wie durch die in einem lautern Bürgerbewußtsein wurzelnde Gegenseitigkeit aller Stände. Das specielle Wie einer solchen Geselligkeit unterliegt, wir gestehen es, noch manchen Schwierigkeiten. Die Nothwendigkeit aber, das Was ist außer Zweifel.

Es kann künftig nicht mehr bei dem bloßen, so erhaben klingenden Wort Nationalbewußtsein stehen geblieben werden. Es ist ein Fortschritt der jetzigen Zeit, daß bei den Besseren der bloße Name keinen sonderlichen Respekt mehr einflößt. Aber man darf sich auch, bevor man nicht zugleich den Schönheitssinn, in höherer Bedeutung als bisher, in der Geselligkeit zufrieden gestellt hat, keineswegeges mit dem bloßen Nützlichkeitsbestreben eines industriellen und commerciellen Nationalverkehrs begnügen. Was sprechen wir doch von Nationalverkehr oder gar von Nationalgeist, der die Bürger eines Volkes durchdringe und zusammenführe, wenn die Geister selbst nie zusammenkommen, wenn sie nie zum unmittelbaren, zum freien und harmlosen Austausch ihrer Gedanken gelangen? Es kann künftig nur dann von wahrhafter Nationalität die Rede sein, wenn die Nation in ihren einzelnen Gliedern von Zeit zu Zeit

auch im Geselligen zur Anschauung ihrer selbst, zu einem großen, laut werdenden Gedanken-Wetteifer vordringt. Diese Zusammenkünfte wären unsere olympischen Spiele. Die Sieges-Hymnen gediegensten Klanges sollten nicht ausbleiben. Würden nur erst die Versammlungen rauschen, die Kämpfer auf der Palästra sich tummeln; die Siegerinnen und Sieger würden bald da sein! Auch die Nation braucht ihre Festtage, wie die Gemeinden sie haben. Auch die Nation bedarf der gemeinsamen Erhebung über den Druck und den Mangel des Werktags zur Lust und zum Erjauchzen über die Existenz, da die Nation, um bei Tapferkeit und Zuversicht und jeder Art von Tüchtigkeit der Gesinnung zu bleiben, von sich selbst immer den Eindruck empfangen muß als von einem nie ausgehenden Leben, einer Fülle und Selbstgenugsamkeit ohne Ende. Da nun aber eine Nationalzusammenkunft zu mündlicher Darstellung zeitlich und räumlich nicht möglich ist, so wird sie in kleineren Kreisen der Geselligkeit durch die einzelnen Stände weiblicher- und männlicherseits ersetzt werden. Wie vieles würde dadurch erreicht, was dem Ganzen und dem Einzelnen, was dem Oeffentlichen und dem Privaten zu Statten käme!

Diese künftige Reform der Geselligkeit wird auch vieles von demjenigen umgestalten und abthun, was jetzt noch als Sitte geduldet wird, oder doch, wenigstens bei denen, die es ausführen, stillschweigende Herausnahme ist, eine Herausnahme, die in einzelnen Classen der Gesellschaft unter dem vornehmen

Ueberwurf des Fashionablen bereits als grobe Unsitte, oder doch wenigstens als blasirte Gedankenlosigkeit sich darstellt, von der äußerlichsten, keckſten Manier des Betragens im öffentlichen Verkehr bis zur Gesprächs-Aeußerung im Salon, welche zwar glatte, geschniegelte Worte aber nur gar zu oft keinen Geist hat. — Als Beleg zu jener Frechheit der Unsitte im Oeffentlichen führen wir nur an, daß es noch vor Kurzem in größeren Städten vielfach zu bemerken war, wie der Fashionable es sich herausnahm, auf offener Straße, beim Vorübergehen an einer Dame, sich umzukehren, und der Dame mit dreistem Auge in's Gesicht zu sehen. Eine solche Rohheit, eine solche Impertinenz eines jungen Fant's verdiente auf der Stelle die nachdrücklichste Mißbilligung und Beschämung von Seiten der Oeffentlichkeit, und ohne Zweifel wird die künftige Reform des geselligen Lebens es bewirken, daß der Schicklichkeitsgeist die ganze Nation zuletzt so weit durchdringt, daß dergleichen Unanständigkeiten, wie die angedeutete, wenigstens nicht mehr zur Manier gehören.

Was nun aber im Allgemeinen einen großen Theil unserer heutigen Fashion betrifft, welche weiblicher und männlicherseits, auf dem deutschen Continent, meistens, wie das Wort es schon sagt, nur Nachahmung der Engländer ist, und wohinter sich häufig Mängel an Talent wie an Bildung, und was das Uebelste, moralische Fäulniß verstecken, so wird sie sich künftig nicht halten lassen, weil sie eben durch und durch einen unnationalen Charakter hat. Sie wird uns, bei

einem tieferen Eingehen der Nation in deren eigenen Reichthum, bald eben so albern und beider Geschlechter unwürdig erscheinen, wie irgend eine andere bloße Copie, welche die Mode auch schon hinweggenommen hat, uns jetzt lächerlich vorkommt. Ueberhaupt hat uns dies Geckenwesen, welches mitten im Vaterlande in Kleidung und Betragen den Engländern und Franzosen huldigt, und sie oft noch sogar falsch copirt, mehr Unheil zugefügt, als man meinen sollte. Auch ein großer Theil der deutschen Publicistik hat während der letzten Zeit in diesem ewigen Hinweisen auf Frankreich wieder die alte Hanswurstjacke der blinden Nachäfferei angezogen, dieses Mal nur etwas mehr politisch und weniger literarisch verbrämt, mit tricoloren Lappen und Läppchen. Soll es nun aber gar noch die französische Coiffüre, soll es die ganze französische Haarkräuselei, der ganze welsche Bart-Schnitt und Manschetten-Kram sein, welcher Frauen und Männer in Deutschland zu einer politischen Wiedergeburt bringt, so ist das Unternehmen erst recht kläglich, und die Toiletten-Krämer und ihre stutzerhaften Käufer noch dazu sollten bedenken, daß wenn es schon verstandesschwach ist, anzunehmen, der Rock mache den einzelnen Mann, es noch viel entehrender für den Verstand wird, wenn jemand meint, Garderobe und Toilette werden ein Volk von Männern hervorrufen.

Es spricht ein solches Geckenwesen, wenn es in dem Grade noch um sich wuchert, wie gegenwärtig, auf's Unwider-

leglichste die Unmöglichkeit aus, daß eine Nation schon jetzt alles das erreiche, was sie doch jetzt schon erreichen könnte. Es ist hier nicht von einzelnen Gecken die Rede, sondern, wie gesagt, von einer ganzen Classe, von einem ziemlich weit verbreiteten Geckenthum. Eine gewisse Tändelei und Coketterie mit dem Leeren und Kindischen verscheucht sowohl den heiligen Ernst des Lebens als das wahrhaft Komische desselben. Es wird und ist ein solches Getreibe, sei es nun ein Sprechen oder Schreiben oder Handeln, oder gar nur ein Zustutzen vor dem Toiletten=Spiegel, eine miserable Halbheit, die in der Mitte stehen bleibt zwischen der Tragödie und Komödie des Lebens und mit der Existenz nur schauspielt. Und dies ist denn auch der große Schade, den unsere jetzige Fashion Frauen und Männern bringt, und so dem Ganzen den Aufschwung in eine neue National=Phase vielfach erschwert. Welche Befriedigung könnte der gebildete, edlere Mensch auch wohl finden an diesen gezierten Glacé=Handschuh=Menschen, die gegenwärtig es wagen, sogar dem Volke die Hand zu bieten, an deren heuchlerischer Glätte doch jeder Handdruck ungefühlt abgleitet? an diesen sauber toupirten Köpfen, deren wohlriechende Wasser den Kopf selbst längst in einen Wasser=Kopf verwandelt haben, und welche dennoch Frauen wie Männer, ja die Nation reformiren wollen? an dieser langweiligen Pomaden=Transspiration, die innerlich kalt ist wie Eis, und deren Pomadigkeit, ohne alles höhere Interesse, zwar Phlegma ist aber kein

Gleichmuth, zwar Welt hat aber kein Weltbewußtsein, zwar Zähigkeit, an sich festzuhalten, aber keine Elasticität des Geistes, sich in andern wieder zu gewinnen, und deren ganze Blasirtheit, alles in allem genommen, doch nur die Verbildung, das heißt: die Unbildung in der Form der Eleganz ist.

Aber der Enthusiasmus für den gesunden, selbstständig-nationalen Fortschritt hat gegenwärtig so sehr die besseren Frauen und Männer der Nation, die jüngeren wie die älteren, ergriffen, daß auch dem geselligen Leben unfehlbar eine Umgestaltung bevorsteht.*) Und so wird die Zukunft, die davon ausgeht, daß der wahre Gehalt des Menschen nie durch Hingebung an Andere verliert, sondern nur noch gewinnt, wie der Magnet durch Anziehung noch stärker wird, auch Kreise der Geselligkeit bilden, in denen Frauen wie Männer der verschiedensten Stände durch geisteswürdige, vor Allem sittliche Anziehungskraft, welche sie auf einander üben, in der Sittlichkeit und im Geiste überhaupt erstarken, auf daß so eine Nation auch aus der Geselligkeit resultirt, welche noch lange verdient, ein lebendiges Glied der Menschheit zu heißen. Eine solche Gemeinschaft, wie die bezeichnete, eines neuen, erweiterten Umganges von Frauen und Männern ist dann innerhalb einer relativen Oeffentlichkeit eine National-Stände-Versammlung der Geselligkeit.

*) In Betreff des Geselligen wolle der geneigte Leser meine Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit, Danzig, Verlag von Fr. Sam. Gerhard, 1844, vergleichen.

Suchen wir nun zum Schluß uns die schöne Ergänzung, zu welcher die beiden Geschlechter berufen sind, die Harmonie der Frauen und Männer im rein Menschlichen zu vergegenwärtigen, sie uns gleichsam in einem großen Tableau zur Anschauung zu bringen, so ist es der Tanz. Aber freilich nur derjenige Tanz, welcher die Sinnlichkeit der Bewegung, den Zauber des Costüms als noch rohe Stoffe verarbeitet und beide zum Geiste verklärt. Diesen Geist des Tanzes drückt schon die Musik aus. Jedoch die Musik selbst ist viel zu allgemein, als daß sie, bloß aus sich, dieses könnte. Sondern der feinere Rhythmus des Tanzes, der Ausdruck, der durch die geisterfüllten Individuen in jeden Einzelnen wie in die Gesammtheit hinüber geleitet wird, die geistreichen Gespräche, welche die Intermezzo's unserer künftigen Bälle sein werden, diese sind es erst, welche den Tanz zu einem lebendigen Kunstwerk gestalten, zu einem mimischen Drama, zu einem handelnden Orchester, in welchem die Gemüther unter den zusammenschmetternden Wohltönen der Instrumente innerlich aufjauchzen.

In dieser Bewegung der Tänzerinnen und Tänzer wird alle gesetzmäßige Bewegung abgebildet, der periodische Verlauf alles Lebens, im Großen und im Kleinen, vom Tanz der Gestirne, bis zum Tanze der Jahreszeiten an unserer Erde und in allem Zeitlaufe hin bis zu Augenblicken, wie ja schon die Alten es so sinnvoll im Tanze der Horen ausdrückten. Und so schimmern uns selbst jene Momente, welche wir oben den

einzelnen Sphären der künftigen Reform zuwiesen, aus der Tanz-Symbolik wieder hervor, indem der Tanz bei vielen Völkern ein religiöser Akt ist, die Vaterlandsliebe im Tanz der Bellona zur Vertheidigung oder zum Angriffe sich aufmacht, und der Weltbürgersinn in der kosmischen Bewegung der Gestirne seine Darstellung findet. Es gehört zur Anmuth des Lebens, im Kleinsten das Größte und im Kleinen sogar das Große und Kleine zusammen zu schauen, wie etwa auf dem Homerischen Schilde des Achilleus der Ocean, ja der Himmel mit seinen Gestirnen und doch auch ländliche Arbeiten und Feste sich vorfinden.

Der Tanz in unserem Sinne ist der höchste Ausdruck der Gesundheit, der lebendige Flügelschlag der Daseinslust, durch den diese zu erkennen giebt, daß kein Geschöpf regungslos verharren dürfe, so lange es dem Leben gehört, und daß selbst der Todten-Tanz wieder in ein Leben einschwenken werde, da Leben überall und nur Leben und Leben das Innewerden des Ewigen ist.

Der Tanz ist nächst der Liebe und dem Gespräch auch der geselligste Akt, denn auch er entwindet sich der Oede, der Einsamkeit, und sucht voll Sehnsucht seinen Gegenpart in dem Anderen des Geschlechts. Der Mann sucht das Weib, und das Weib sucht den Mann, und selbst der Solo-Tänzer noch drückt dem feineren Kenner die Sehnsucht aus, welche die Tänzerin schmerzlich vermißt. Kurz, Tänzerin und Tänzer sind

die eigentlichen, die wahren Chladnischen Klang-Figuren, welche sich hier in der Plastik und Freiheit der Menschengestalt lebendig verwirklichen, und die Zusammengehörigkeit beider Geschlechter, die Eintracht der Frauen und Männer im Geist, die Ebenbürtigkeit und die Vollendung beider veranschaulichen. So ist der Tanz aber auch eine sittliche Handlung, die Selbstentäußerung im Elemente schöner Bewegung, kein Tanz mehr, wie ihn Mademoiselle tanzte in den Cirkeln von Versailles zum Ausdrucke frivoler Selbstüberhebung.

Indem ich Ihnen, Hochverehrteste, meinen aufrichtigsten Dank sage für die gütige Aufmerksamkeit, welche Sie meinem Gegenstande geschenkt, so entfernen wir uns mit dem Wunsche für beide Geschlechter, daß leben und immerdar leben mögen: **die Ebenbürtigkeit, die Freiheit, die Eintracht** der Frauen und Männer zu schöner **Vollendung!** —

Schnellpressendruck von Samter & Rathke.

## Verbesserungen.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Seite | 16, | Zeile | 8 | von unten | ist vor weil ein Komma zu setzen. |
| „ | 49 | „ | 8 | „ „ | lies pflanzenhaft statt flanzenhaft. |
| „ | 84 | „ | 1 | von oben | lies Naivetät statt Naivität. |
| „ | 97 | „ | 7 | „ „ | ist das Komma hinter Freilich zu tilgen. |
| „ | 102 | „ | 3 | „ „ | ist auch hinter Frauen zu tilgen. |
| „ | 112 | „ | 1 | „ unten | lies Wiedererkennen statt Wiederkennen. |
| „ | 136 | „ | 8 | „ oben | ist daß vor ihre zu setzen. |
| „ | 176 | „ | 4 | „ „ | lies Grundlinien statt Grundlienien. |
| „ | 184 | „ | 11 | „ unten | ist dennoch vor ebenfalls zu tilgen. |

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jung, Alexander

Frauen und Männer oder über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der beiden Geschlechter ein Seitenstück zu den Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit

Königsberg 1847

H.g.hum. 129 fc
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435305-0